

# **Predigten zum Lesejahr C**

**von  
Eberhard Gottsmann,  
OStR in Eschenbach OPf.**

# Inhaltsverzeichnis

## Index

3	
1. Adventssonntag	5
2. Adventssonntag	7
3. Adventssonntag	12
4. Adventssonntag	15
Weihnachten 1997	17
Stephanusfest	19
Fest der Heiligen Familie	21
Neujahr 1998	23
Taufe des Herrn	25
2. Jahressonntag	27
3. Jahressonntag	29
4. Jahressonntag	31
5. Jahressonntag	34
6. Jahressonntag	37
1. Fastensonntag (Familiengottesdienst)	39
2. Fastensonntag	43
3. Fastensonntag	45
4. Fastensonntag	47
5. Fastensonntag	50
Palmsonntag	53
Karfreitag 1998	55
Ostersonntag 1998	58
3. Sonntag der Osterzeit	60
5. Sonntag in der Osterzeit	63
6. Sonntag in der Osterzeit	65
7. Sonntag in der Osterzeit	67
Pfingstsonntag 1998	69
Pfingstmontag 1998	72
Dreifaltigkeitssonntag	74
Fronleichnam 1998	77
Christi Himmelfahrt	79
11. Jahressonntag	82
12. Jahressonntag	85
13. Jahressonntag	88
Firmandacht 1998	90
Predigt zum 25jährigen Priesterjubiläum	94
16. Jahressonntag / Bibelkreismesse	99
17. Jahressonntag	101
21. Jahressonntag	104
22. Jahressonntag	106
23. Jahressonntag	109
24. Jahressonntag	112
25. Jahressonntag	115
26. Jahressonntag	117
Kirchweihsonntag	120

28. Jahressonntag	123
30. Jahressonntag	125
Allerheiligen 1998	127
33. Jahressonntag	129
Christkönigsfest	131

# Index

## Symbole

1 Kor 13,4-13 31  
153 Fische! 60  
1Kor 11, 23-26 77  
1Kor 15,12.16-20 37  
1Tim 1,12-17 112  
25 Jahre Priester - der steinige Weg zur „Himmelsp 94

## A

Allerheiligen 127  
Apg 1,1-11 79  
Apg 2,1-11 69  
Apg 7,55-60 67

## D

Das Rad des Lebens 23  
Der erhängte Schneider 109  
Der verlorene Bruder des verlorenen Sohns 47  
Die drei „K“s 99  
Die Frohe Botschaft vom Reich Gottes 7  
Die Hölle in mir 117  
Dogma oder Gotteserfahrung 74

## E

Ein Be-GEIST-erter 19  
Einheit - eine Utopie? 67  
Einzug Jesu in Jerusalem 53  
Enge Pforte - weite Pforte? 104  
Er lehrt nicht wie die Schriftgelehrten 29

## F

Falsche Bescheidenheit? 106  
Familiendidyl? 21  
Führung des Gottesgeistes 25

## G

Gehorsam, nicht Opfer 15  
Geist Gottes - Shalom 65  
Gen 11,1-9 69  
Gen 18,1-10a 99  
Gen 18,20-32 101  
Gleichnisse vom Finden 112  
Gründonnerstag - nachgeholt 77

## H

Hebr 10,5-10 15  
Heil oder Heilung? 123  
Heilbringende Neugier 120

## I

Inhalt und Rahmen 79

## J

Jer 17,5-8 37

Jes 9,1-6 7  
Joh 14,23-29 65  
Joh 17,20-26 67  
Joh 20,1-9 58  
Joh 20,19-23 69  
Joh 21, 1-14 61  
Joh 2,1-12 27  
Joh 3,16-21 72  
Joh 8,1-11 50

## K

Kreuz und Leid 55  
Kreuzesnachfolge 85

## L

Leere Tassen 17  
Liebe oder Gesetz? 50  
Lk 10,1-9 94  
Lk 10,38-42 99  
Lk 1,1-4 29  
Lk 13,1-9 45  
Lk 13,22-30 104  
Lk 14, 25-33 109  
Lk 14,1.7-14 106  
Lk 15,1-10 112  
Lk 15,1-3.11-32 47  
Lk 16.19-31 117  
Lk 16,1-13 115  
Lk 17,11-19 123  
Lk 18,9-14 125  
Lk 19,1-10 120  
Lk 19,28-40 53  
Lk 21,25-28.34-36 5  
Lk 21,5-19 129  
Lk 2,15-20 17  
Lk 23, 35-43 131  
Lk 2,41-52 21  
Lk 24,46-53 79  
Lk 3,10-18 12  
Lk 4,1-13 39  
Lk 4,14-21 29  
Lk 5,15-16.21-22 25  
Lk 6, 17.20-26 37  
Lk 7,36-50 82  
Lk 9,11b-17 77  
Lk 9,18-24 85  
Lk 9,28b-36 43  
Lk 9,51-62 90  
Lob für einen Gauner? 115

## M

Mahnung zur Umkehr 45  
Menschen fischen 34  
Merkmale der Liebe 31  
Mit den Augen Gottes 125  
Mk 1,14-15 7  
Mt 27,11-54 53  
Mt 3,13ff. 90

## **N**

nLesg./Ev.: 37

## **O**

Offb 21,1-5a 63

Ohne Strom geht nix 90

## **P**

Pharisäer und Sünderin 82

Predigtmonopol? 12

## **R**

Reinen Wein einschenken 27

Röm 8,14-17 72

## **S**

Silberfischchen - lichtscheues Gesindel 72

## **T**

Taborstunde 43

Technischer Geist contra Pfingstgeist? 69

Traum von einer neuen Welt 63

## **V**

Verlangt Gott den Tod Jesu? 131

Versuchung Jesu 39

Vertrauen 37

Viehhandel mit Gott 101

Vom Dunkel zum Licht 58

## **W**

Wann beginnt die Endzeit? 129

Warten auf Godot? 5

Weiche Welle 88

# 1. Adventssonntag

**Thema: Warten auf Godot?  
Lesg./Ev.: Lk 21,25-28.34-36  
Erstellt am 29.11.1997  
von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Eines der bekanntesten Beispiele des „Absurden Theaters“ dürfte das Schauspiel „Warten auf Godot“ von Samuel Becket sein. Ein merkwürdiges, beklemmendes Stück, ohne eigentliche Handlung.

Zwei Landstreicher, Wladimir und Estragon, warten auf einer Landstraße auf jemanden, den sie Godot nennen. Wer dieser Godot ist, bleibt offen - mal ist es jemand, auf den die beiden all ihre Hoffnung setzen, mal ist es einer, der wie eine schreckliche Gewißheit auf sie zukommen wird. Am Ende des ersten Aktes kommt ein Botenjunge und teilt den beiden mit, daß Godot heute leider nicht kommen könne; bestimmt aber käme er morgen.

Der zweite Akt ist nur eine geringfügig veränderte Variante des ersten Aktes - auch hier warten die beiden Vagabunden, und schlagen die Zeit damit tot, daß sie so tun, als hätten sie keine Zeit. Mit sinnlosen Handlungen spielen sie den vom modernen Zeitmangel gehetzten Zeitgenossen; aber bei aller Sinnlosigkeit ist ihre Fähigkeit zum Spiel noch ein gewisser Trost. Aber auch am Ende des zweiten Aktes meldet der Bote das gleiche wie im ersten Akt: Godot kommt immer noch nicht.

Die Christen am Anfang der Kirche waren in der gleichen Situation wie Wladimir und Estragon: man erwartete noch täglich, ja stündlich die Wiederkunft des Herrn, den Einbruch seines verborgenen Reiches in unsere Alltagswelt. Selbst Paulus war noch davon überzeugt, daß es gar nicht mehr lang dauern kann, bis es soweit ist. Aber - es geschah nichts.

Allmählich schloß dann diese dringende Erwartung ein; der aramäische Ruf „Marana-tha“ (Komm doch, Herr Jesus, komm) wurde allmählich nicht mehr gebetet.

Nur ab und zu, von fanatischen Sektierern entzündet, flammt besonders an den Jahrhundertwenden wieder die Angst auf, die Furcht vor dem schrecklichen Wiederkommen des Herrn im Gericht und vor der Zerstörung der Erde - um dann wieder nach beruhigtem Aufatmen aus dem Bewußtsein verdrängt zu werden.

Und heute? Abgesehen von einigen mitleidsvoll belächelten Adventisten oder Zeugen Jehovas ist nichts mehr von Erwartung zu spüren; wir haben uns darauf eingestellt, daß Godot, daß der Herr wahrscheinlich niemals kommen wird.

Aber könnte es vielleicht sein, daß wir da etwas mißverstanden haben? Daß wir so sehr auf das Kommen Christi am Jüngsten Tag fixiert sind, daß wir überhaupt nicht wahrnehmen, daß er täglich - unvermutet und überraschend - kommt?

*Friedrich Schwanecke* sagt:

***Sie schauen nach oben und warten auf den, der da kommt. Doch von oben kommt er nicht. Vergebens schauen sie, indessen hinter ihrem Rücken der da kommen soll, kommt.***

Man kann das Kommen Gottes nicht „berechnen“. Immer kommt er überraschend, bei Gelegenheiten, die ich nicht im Traum mit Gott in Verbindung bringen würde. Ein telefonischer Hilferuf, mit dem ich nicht gerechnet habe; ein „zufälliges“ Zusammentreffen auf der Straße; der sorgenvolle Blick eines Nachbarn; der traurige Blick eines Kindes; die veränderte Stimme des Ehepartners - es ist nie voraussagbar oder zu planen, wann und auf welche Weise Gott in mein Leben tritt. Gerade die Tatsache, daß solche Augenblicke überraschend sind, macht mir deutlich, daß die Initiative nicht bei mir, sondern bei Gott liegt.

Selbst Enttäuschungen und andere schlimme Erlebnisse können zur Stelle der Gottbegegnung werden - vorausgesetzt, daß ich hellwach bin und nicht eingelullt von Materialismus und Konsumdenken.

Dieses Wachsein kann eingeübt werden: nämlich durch Beten, Verzichtübungen, Gutestun, aber auch durch das Feiern von Festen. Aber eines bleibt unverzichtbar: ich muß offen bleiben, „aufgeschlossen“ für das Kommen des Herrn, jede Minute des Tages.

AMEN

## 2. Adventssonntag

**„Die Frohe Botschaft vom Reich Gottes“**

**Lesg./Ev.: Jes 9,1-6; Mk 1,14-15**

**gehalten am 10.12.1997 in Pfreimd**

**von E. Gottsmann, OStR**

### **Lesung Jes 9,1-6**

**1 Das Volk, das im Dunkel lebt, sieht ein helles Licht; über denen, die im Land der Finsternis wohnen, strahlt ein Licht auf.** 2 Du erregst lauten Jubel und schenkst große Freude. Man freut sich in deiner Nähe, wie man sich freut bei der Ernte, wie man jubelt, wenn Beute verteilt wird. 3 Denn wie am Tag von Midian zerbrichst du das drückende Joch, das Tragholz auf unserer Schulter und den Stock des Treibers. 4 Jeder Stiefel, der dröhnend daherstampft, jeder Mantel, der mit Blut befleckt ist, wird verbrannt, wird ein Fraß des Feuers. 5 Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter; man nennt ihn: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens. **6 Seine Herrschaft ist groß, und der Friede hat kein Ende. Auf dem Thron Davids herrscht er über sein Reich; er festigt und stützt es durch Recht und Gerechtigkeit, jetzt und für alle Zeiten.**

### **Evangelium Mk 1,14-15**

14 Nachdem man Johannes ins Gefängnis geworfen hatte, ging Jesus wieder nach Galiläa; er verkündete das Evangelium Gottes 15 und sprach: **Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!**

### **Predigt**

Liebe Christen!

Daß ich mich jedes Jahr auf den Advent freue, hat unter anderem mit den wundervollen Jesaja-Texten zu tun. Sie wecken in mir sonderbare Gefühle, die man etwas sentimental „leises Sehnen“ nennen könnte. „Sehnen“, ein merkwürdiges, kaum zu beschreibendes Gefühl, weist auf eine innere Leere hin, die gefüllt, erfüllt sein will. Tatsächlich erwischen wir uns immer wieder dabei, diesen „seelischen Hohlraum“ mit allerlei Aktionen oder Gütern zu füllen, obwohl wir doch aus Erfahrung wissen könnten, daß es nicht funktioniert. Selbst die wunderschönsten, wertvollsten Dinge, selbst die beglückendsten Erfahrungen können auf Dauer nicht „sättigen“. Wenn wir weiter nachbohren, dann stoßen wir auf eine Sehnsucht, die hinter allen Sehnsüchten steckt: die Sehnsucht, absolut, unverlierbar, unbedingt geliebt zu sein. Der Schrei nach Liebe, nach Anerkennung, nach Geborgenheit und Angenommensein zieht sich durch die ganze Menschheitsgeschichte - Jesaja ist nur **ein** Beleg dafür. Wenn ich Ihnen nun verrate, daß das Wort „Gott“ ursprünglich bedeutet: „Das, wonach ich schreie“, dann haben wir zugleich die Antwort auf die Frage, was oder wer denn die Erfüllung all unserer Sehnsüchte sein kann.

Gott - also „das, wonach ich schreie“ ist die absolute, unverlierbare, bedingungslose Liebe!

Nichts Neues, liebe Zuhörer, oft gehört, oft überhört - aber nie konsequent zu Ende gedacht! Und das möchte ich jetzt mit Ihnen sozusagen im „Schnellsiedekurs“ tun.

Erinnern Sie sich an die vorige Evangelienstelle: **„Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“**? Anhand dieser Schriftstelle möchte ich Ihnen zeigen, was das zentrale Thema der Botschaft Jesu ist.

Mit dem Wort „Die Zeit ist erfüllt“ behauptet Jesus nichts mehr und nichts weniger, als daß **jetzt**, mit seinem Auftreten, die Sehnsucht der Menschheit in Erfüllung gegangen ist. Und was ist dieses Sehnen? Sie wissen es noch: „das, wonach ich schreie“, Gott also, die absolute, unverlierbare, bedingungslose Liebe!

Naive Menschen (selbst, wenn sie Theologen sind) glauben gern, daß erst jetzt, mit dem Kommen Jesu, Gott zu lieben begonnen hätte, ja noch schlimmer: daß Gott erst mit dem grauenvollen Kreuzestod Jesu sein ursprüngliches Rachedenken aufgegeben und sich zur Gnade, zur Liebe entschlossen und uns erlöst hätte. Das ist natürlich barer Unsinn: **Gott ist immer, unverändert, ewig die absolute Liebe** - auch schon zu Zeiten, als die Menschen ihre eigenen Rache- und Gerechtigkeitsvorstellungen auf Gott projizierten, wodurch Gott als der grausame, ja rachsüchtige Tyrann erscheinen mußte.

Nein, Gott ist ewige, absolute, unverlierbare Liebe - er war es immer und wird es immer sein.

Ja, dann wäre ja die Erlösung durch Jesus Christus gar nicht nötig gewesen? - Ja und nein. Objektiv gesehen kann und konnte noch nie ein Geschöpf aus der Liebe Gottes herausfallen, selbst der größte Sünder nicht. Falls Sie mir nicht glauben, lesen Sie Römerbrief (Kapitel 8) nach: „Denn ich bin gewiß: weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgend eine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ Mit anderen Worten: nichts, gar nichts ist dazu in der Lage, Gott in seiner unendlichen, unverlierbaren, Liebe zu uns schwankend zu machen.

Aber es gilt auch: die Erlösung war und ist für uns Menschen trotzdem bitter nötig. Denn eines können oder wollen wir einfach nicht wahrhaben: daß Gott anders ist und denkt als wir Menschen.

Nehmen wir als Beispiel die menschliche Liebe, die jeder von uns mehr oder weniger erfahren hat. Wir erleben sie als recht unbeständig; mal werde ich geliebt, mal bin ich dem anderen gleichgültig oder gar zuwider. Verlassen kann ich mich in den wenigsten Fällen darauf, daß der andere seine Liebe aufrecht erhält - spätestens dann entzieht er sie mir, wenn ich „böse“ war oder nicht seinen Vorstellungen entsprochen habe. In unserer menschlichen Erfahrung ist Liebe immer mit Bedingungen verknüpft: „Wenn du bessere Noten hättest, dann würde ich dich lieber haben!“ oder „Ich mag dich nicht mehr, weil du mir nicht folgst“. So ist verständlich, daß sich kein Mensch vorstellen kann, daß Gott da ganz anders ist. Er ist der einzige, der mich un-bedingt, also ohne jede Bedingung liebt - ganz einfach deshalb, weil Gott gar nicht anders **kann** als lieben. Liebe und Gott sind identisch, so daß man genauso sagen kann: „Gott ist die Liebe“, wie man sagen könnte: „Jede wirkliche, reine Liebe ist in Wirklichkeit Gott!“ Wenn Sie mir das nicht glauben wollen - bitteschön, lesen Sie im 1. Johannesbrief, Kapitel 4 nach: **„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“**. Oder meditieren Sie das Lied: **„Wo die Liebe und die Güte wohnt, dort nur wohnt der Herr!“**

Ich habe Ihnen zu Beginn versprochen, mit Ihnen zusammen konsequent zu Ende zu denken. Dann müssen wir auch eine weitere, verblüffende Tatsache zur Kenntnis nehmen: von sich aus kann der Mensch nämlich gar nicht lieben. Niemand kann Liebe **erzeugen**, wie man meinetwegen Gedanken oder Willensimpulse erzeugt. Wenn ich das könnte, wenn ich für mich selber Liebe herstellen könnte, dann bräuchte ich nicht gar so sehr um die Anerkennung anderer betteln, dann bräuchte ich nicht so vieles gegen meinen Willen tun, nur, damit ich von den anderen Menschen geliebt werde. Wenn ich aber Liebe nicht herstellen kann, dann kann es auch kein anderer - und trotzdem erlebe und erfahre ich immer wieder Liebe. Und wenn ich sie erfahre, dann geht es mir rundherum gut, dann bin ich „gut beisammen“, dann bin ich heil und ganz. Wenn es aber die Liebe gibt, obwohl sie kein Mensch „machen“ kann, dann muß sie etwas drittes sein - eben Gott selbst, der Ursprung aller Liebe. Was ich als Mensch allenfalls kann, ist, diese Liebe anzunehmen und an andere weiterzugeben: dabei ist „Liebe ist das einzige, was mehr wird, wenn man es teilt!“

Damit sind wir schon beim nächsten Teil der Proklamation Jesu angelangt: „das Reich Gottes ist nahe!“

Normalerweise verstehen wir unter Reich den Be-reich eines Fürsten, Königs oder Diktators, den dieser mit seiner Macht er-reichen kann. Und diese Macht setzt der Herrscher mit **Gewalt** durch - also durch sein Heer oder seinen Polizeiapparat.

Auch das Reich Gottes ist der Be-reich, den Gott mit seiner Macht er-reichen kann. Mit einem gewaltigen Unterschied: seine Macht ist die Macht der Liebe, und **nur** der Liebe! Wenn Gott - wie gesagt - aus lauter Liebe besteht, wenn Liebe und Gott identisch sind, dann kann Gott nichts Lieb-loses, nichts Böses tun. Dann kann er aber auch keinen Zwang ausüben, denn Zwang respektiert nicht die Freiheit des anderen, wäre also lieblos. Folgerichtig weitergedacht: Gott kann also nur dort hin-reichen, wo wir ihn freiwillig weiter-reichen, mit anderen Worten: wo wir Liebe weitergeben. Kennen Sie das berühmte Kreuz, bei dem durch ein Bombardement die Arme abgebrochen sind? Auf ihm steht geschrieben: „Ich habe nur noch eure Arme!“

Ich gebe zu: da sperrt sich einiges in unserem Denken! Allein schon die Zumutung, daß wir Menschen Liebe gar nicht erzeugen, „machen“, sondern sie allenfalls **weitergeben** können! Dann die Zumutung, daß Gott nichts gegen den Willen des Menschen tun kann, weil Liebe niemals zwingt! Und dann die Zumutung, daß Gott nichts Lieb-loses tun kann, weil er nämlich ganz aus Liebe besteht?

Die schlimmste Zumutung kommt aber noch. Und die ist so sehr gegen alle menschlichen Vorstellungen, daß sogar Jesus sich schwer tat, es den Leuten verständlich zu machen. Es geht um die Zumutung, daß Gott **alle** Menschen liebt, auch den Verbrecher, auch den Mörder, auch meinen schlimmsten Feind - ja, diese Menschen ganz besonders, weil sie ganz besonders viel Liebe brauchen!

„Wo bleibt da die **Gerechtigkeit** Gottes?“ höre ich genau an dieser Stelle viele Zuhörer rufen.

Wie gesagt: das ist die schlimmste Zumutung - Gott ist nicht in der Weise gerecht, wie wir Menschen gerecht sind. Für uns ist die Gerechtigkeit erfüllt, wenn jemand, der Böses getan hat, genausoviel Böses zugefügt bekommt (wenn das auch von rechts wegen geschieht). Im Grunde ist unsere menschliche Gerechtigkeit nichts anderes als die Rachege-sinnung: „Wie du mir, so ich dir!“

Gott dagegen könnte gar nicht in dieser Weise gerecht sein: denn wie sollte er, der aus purer Liebe besteht, etwas Böses zufügen können? Seine Gerechtigkeit ist nicht

Rache-Gerechtigkeit, sondern Gnaden-Gerechtigkeit! Das bedeutet: er wiegt nicht unsere Bosheit und Lieblosigkeit mit anderem Bösen oder Lieblosem auf, sondern er hält seine Liebe dagegen - und zwar umso mehr, je mehr der Sünder braucht. Einzige Bedingung: der Sünder muß diese Liebe auch annehmen; denn - wie gesagt - selbst Gott tut nichts gegen den freien Willen des Menschen.

Falls Sie jetzt den Satz auf den Lippen haben: „Ja, dann kann ja jeder tun, was ihm Spaß macht, Gott liebt ihn ja sowieso!“ dann sagen Sie ihn bitte nicht laut. Denn wenn Sie so folgern, würden Sie nur zeigen, daß Sie anscheinend noch nie echte, reine Liebe erfahren haben.

Wenn nämlich ein Mensch, der die Liebe seines Partners immer wieder erleben durfte, auf diese Liebe sündigt; wenn er dem anderen zu Fleiß Böses tut; wenn er ihm nie etwas zu Gefallen tut in der Überzeugung, daß der andere ihm ja doch seine Liebe nicht entzieht, dann prallt die Liebe des Partners an diesem Menschen ab. Dann zeigt er seine eigene Lieblosigkeit - und deshalb hat er im Grunde auch nichts von der Liebe des anderen.

Liebe, die nicht weitergegeben wird, die nicht „weiterfließt“, ist nicht wirksam, wird vergeblich empfangen.

So ist es auch mit lieb-losen, unbarmherzigen Menschen: obwohl auch sie eingehüllt sind in die unverlierbare Liebe Gottes, haben sie nichts von dieser Liebe, weil sie Liebe und Erbarmen für sich behalten wollen. Lieb-lose Menschen sind gott-lose Menschen - nicht deshalb, weil Gott sie verlassen hat, sondern deshalb, weil sie sich von seiner Liebe abgeriegelt haben.

Vielleicht wird jetzt vielen von Ihnen klarer, was Reich Gottes besagt. Dann beantworten sich auch manche Fragen von selbst, wie beispielsweise die:

„Wo ist denn Gott in Kriegen, bei Vergewaltigungen, Mißhandlungen und anderen Verbrechen? Wo war er in den KZs?“

Die Frage ist falsch gestellt. Nicht „Wo war Gott?“ muß es heißen, sondern: „Wo war der **Mensch**?“ Der Mensch nämlich, der mit seinem freien Willen die Liebe - Gott also - weitergeben oder aussperren, der das Reich Gottes ermöglichen oder verhindern kann. Vergessen wir nicht: Gott reicht nur dorthin mit seiner Liebe, wo wir Menschen ihn hin-reichen **lassen**! Dann allerdings können wir schon jetzt „Himmel“ erleben - wenn auch nur in Augenblicken. Im anderen Falle erahnen wir bereits in diesem Leben, was „Hölle“ sein kann: die Trennung von Gott, der Liebe - und das bedeutet Grauen, Haß, Dunkelheit, Sinnlosigkeit.

Auch eine weitere Frage läßt sich mit dem Schlüsselbegriff „Gott ist die Liebe - die Liebe ist Gott“ beantworten. Aber Sie werden sehen: auch hier wird unserem typisch menschlichen Denken ganz schön was zugemutet. Aber wie wäre die Botschaft Jesu sonst „Frohbotschaft“, Evangelium?

Diese Frage lautet: „Wenn Gott die Liebe ist, wie läßt sich dann sein Gericht, seine Verdammung der Sünder, die ewige Strafe damit vereinbaren?“

Ein bekannter und mit mir befreundeter Theologe sagt: „Wir können die Bibel nur richtig lesen, wenn wir den Schlüssel Gott = Liebe“ konsequent anwenden. Ist irgend eine Schriftstelle mit seiner Liebe nicht vereinbar, dann haben sie entweder nicht richtig verstanden oder sie stammt nicht von Gott, sondern von Menschen!“

Das gilt insbesondere von Schriftstellen, mit denen uns in den vergangenen Zeiten Angst eingejagt wurde - Höllenangst sogar. Von einer „Frohbotschaft“ war da oft herzlich wenig zu spüren; allerdings hatte die Angstmacherei den Vorteil, daß sich die Menschen ein wenig am Riemen rissen - aus Angst wohlgermerkt, und nicht „Gott zuliebe“.

Machen wir die Probe aufs Exempel: der Begriff „**Gericht Gottes**“ beispielsweise weckt in uns sofort die Vorstellung einer Hin-richtung, einer Bestrafung. Mit dem Schlüssel „Gott ist die Liebe“ aber wird aus demselben „Richten“ ein „Recht-machen“, ein „In-Ordnung-bringen“. Und genau das haben wir doch schon im Religionsunterricht gelernt: „Gott will das Heil aller Menschen“ - und das besagt: Gott will, daß wir alle, Gute und Böse, heil, in Ordnung werden!

Aber **Strafe**? Es ist doch in der Bibel eindeutig von der „Strafe Gottes“ die Rede? Dazu muß man wissen, daß dieses Wort noch vor ein paar hundert Jahren mit zwei „f“ geschrieben wurde; tatsächlich kommt „Straffe“ von „straffen“, geradebiegen! Und wenn uns Gott straft, dann biegt er uns Krumme, uns egoistisch Verkrümmte wieder gerade! Eigentlich muß Gott gar nicht strafen, denn jede Sünde, jede Lieblosigkeit straft sich selbst!

Und wie sieht es mit dem Begriff „**Verdammung**“ aus? Auch da muß ich Sie enttäuschen: das lateinische Wort „damnare“, das dem deutschen Wort zugrunde liegt, bedeutet „etwas für schlecht erklären“!

Gott verdammt nie, er erklärt nie etwas für schlecht - das tun schon die Menschen! Sie verdammen sich selbst und zweifeln an der Barmherzigkeit Gottes, sie verdammen andere und wünschen sie in die Hölle; und häufig erklären sie etwas für schlecht, was in Wirklichkeit notwendig zur guten Schöpfung gehört: so nennen sie einerseits das Leben gut, den Tod aber schlecht, obwohl beides wie eine Kontrastharmonie zusammengehört; so nennen sie Freude gut, das Leid aber schlecht; genauso ist es mit „Unkraut und Weizen“, mit „Wolf und Lamm“, mit „Hell und Dunkel“, ja sogar mit „Mann und Frau“.

Für Gott dagegen ist nur eines schlecht: die Absonderung, also die Sünde, von ihm, der Liebe, dem Leben, dem Sinn, der Freude, dem Glück.

Liebe Christen!

Manches von dem, was ich gesagt habe, dürfte für Sie noch ungewohnt, manches noch schwer verdaulich sein; deshalb empfiehlt Jesus auch: „**Kehrt um** und glaubt an die Frohe Botschaft“ - mit anderen Worten: „Versucht einmal, ein wenig anders zu denken als vorher, die ganze Sache unter dem Aspekt einer **frohen** Botschaft zu sehen!“.

Deshalb lasse ich auch diese Predigt zum Fotokopieren da und empfehle ihnen zur Vertiefung auch einige Bücher des hervorragenden Frohbotschaftspredigers Pfarrer Elmar Gruber.

Aber eines sollte jetzt schon in ihrem Herzen aufgegangen sein: Gott besteht aus purer, reiner Liebe. Er liebt mich, als wäre ich der einzige Mensch auf der ganzen Welt - aber ebenso liebt er auch alle anderen Geschöpfe, selbst meine Feinde. Ich kann aus seiner Liebe gar nicht herausfallen, denn sie ist unverlierbar und ohne jegliche Bedingung! Er liebt mich so, wie ich bin, ohne Wenn und Aber, stets verzeihend - dann werde ich froh; dann bin ich „gut beisammen“ und heil.

Wenn das aber so ist, dann werde ich immer mehr Gottvertrauen entwickeln, denn wenn Gott die Liebe ist, dann ist letztlich alles zu meinem Besten, auch wenn ich es manchmal nicht verstehen kann.

Dann werde ich aber auch Dankbarkeit entwickeln, und daher kann ich gar nicht anders, als diese Liebe und diese Vergebung an andere weiterzureichen, dann gebe ich das empfangene „Heil“ weiter, dann bin ich „heil-ig“. Nicht nur die Erfüllung von Gesetzen, nicht nur das Vermeiden von Bösem bestimmt dann mein Handeln; ich entwickle dann eine hellwache und phantasiereiche Feinfühligkeit, die mich alles tun läßt, was auch ich vom anderen erwarten würde.

AMEN

# 3. Adventssonntag

## Thema: Predigtmonopol?

Lesg./Ev.: Lk 3,10-18

Erstellt am 13.12.1997

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Was ist ein Monopol? - Ein strategisches Wirtschaftsspiel für Kinder und Erwachsene? Ist ein Mono-Pole ein Pole, der allein dasteht oder gar alleine herrscht (monos heißt ja: allein, einzig, einzeln)? Oder ist ein Mono-Pol ein Magnet mit nur einem Pol?

Falsch, alles falsch! Monopol kommt vom griechischen „poleo = ich verkaufe, ich treibe Handel“ und bedeutet: „Recht des Alleinhandels“, „Alleinverkauf“.

Keine Angst, ich mische mich nicht in die lebhafteste Diskussion um die Aufhebung des Postmonopols ein - ich bleibe schon bei meinen Leisten. Aber in eine andere Diskussion möchte ich schon einsteigen: „Darf denn Johannes überhaupt predigen?“

Wir hörten bereits letzten Sonntag, daß da irgend so ein verwahrloster Aussteiger, der im wahrsten Sinn des Wortes am Rand der Gesellschaft, in der Wüste nämlich, lebt; der keine ordentliche Kleidung anhat und der sicher ausgesehen hat, als sei ihm sein Friseur gestorben - daß da also irgend so ein Outsider einfach so zu predigen beginnt! Einfach so - ohne Berechtigung, ohne Missio canonica, ohne Weihe!

Sagen Sie jetzt bitte nicht: „Das hat es ja damals alles gar nicht gegeben!“ - Und ob es das gegeben hat! Der **Priesteradel** beispielsweise bestand aus 24 Klassen, in die man nur **hineingeboren** werden konnte, Leistung oder Ausbildung ermöglichte keinesfalls die Aufnahme. Und niemand anderer als ein Priester hat das Recht, Opfer darzubringen, das Volk zu segnen, die Opfergaben bei der Auslösung der Erstgeborenen entgegenzunehmen und vieles andere. Und erst der Hohepriester, der Vorsitzende des Hohen Rates! Kein anderer darf das Allerheiligste betreten, und auch das Opfer am jährlichen Versöhnungstag steht nur ihm zu!

Und die **Pharisäer**? Auch wenn sie keine Priester sind - selbst sie sind streng als Chabura - als Genossenschaft - organisiert, und die Aufnahme in diesen erlauchten Kreis erfolgt erst nach einer Probezeit und Prüfung der Kenntnisse über die Reinheitsvorschriften und das Verzehnten.

Und überhaupt - der Vatikan von Jerusalem, **Synedrium** oder auch **Sanhedrin** genannt, der bereits erwähnte Hohe Rat: wer da Mitglied ist, der gehört zur religiösen und politischen Elite, zur Crème de la crème! Sozusagen Kultus- und Justizministerium, Glaubenskongregation (früher: Inquisitionsbehörde) und Oberstes Lehramt gleichzeitig! Wenn jemand den göttlichen Willen richtig interpretiert und verkündet, dann ist es der Hohe Rat - er hat das Monopol auf Glauben und Gesetz!

Und da taucht irgend so ein Laie auf, und erkühnt sich, im Namen Gottes zu predigen, und mit welcher Schärfe, mit welchem Anspruch! Ein Wunder, daß da der Hohe Rat nicht sofort reagiert!

Keine Angst - er **hat** reagiert! Wir hören davon zwar nichts bei Lukas oder Markus und nur wenig bei Mattäus (hier nennt Johannes die Sadduzäer und Pharisäer freundlicherweise „Schlangenbrut“) - aber der Evangelist Johannes berichtet geradezu von einem Verhör des Täufers durch Abgesandte des Hohen Rates:

„Als die Juden von Jerusalem aus Priester und Leviten zu ihm sandten mit der Frage: Wer bist du?, bekannte er und leugnete nicht; er bekannte: Ich bin nicht der Messias. Sie fragten ihn: Was bist du dann? Bist du Elija? Und er sagte: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Er antwortete: Nein. Da fragten sie ihn: Wer bist du denn? Wir müssen denen, die uns gesandt haben, Auskunft geben. Was sagst du über dich selbst? Er sagte: Ich bin die Stimme, die in der Wüste ruft: Ebnet den Weg für den Herrn!, wie der Prophet Jesaja gesagt hat.“ (Joh 1,19ff.)

Eine Frage an Sie alle: **darf Johannes das** - ohne Erlaubnis, ohne Beauftragung, ohne Ausbildung einfach predigen? Das wäre ein fruchtbareres Diskussions-Thema für Stammtisch und Kameradschaftsabend als gar manche Themen, die in letzter Zeit lebhaft erörtert wurden.

Seien Sie aber bitte konsequent: was immer auch das Ergebnis Ihrer Überlegungen bezüglich des Täufers ist - es hat seine Auswirkungen auch für die heutige Zeit!

Im Klartext: Was für den Laien Johannes gilt - muß auch für den Laien Müller, Maier, Huber gelten.

Als kleine Hilfe bei ihren Überlegungen zwei Hinweise:

Zunächst heißt es bei Lukas: Und Johannes lebte in der Wüste bis zu dem Tag, an dem er den **Auftrag** erhielt, in Israel aufzutreten. - Offensichtlich handelt es sich dabei nicht um einen Auftrag der jüdischen Amtskirche.

Und dann eine aufschlußreiche Stelle aus dem Johannesevangelium, Kap. 3:

Der Ratsherr Nikodemus, der bei Nacht (und vielleicht auch Nebel) zu Jesus kommt, um von ihm zu lernen oder - vielleicht gar, um ihn auszuspionieren - bekommt von Jesus einen Satz hingebrettet, an dem der gute Ratsherr lange Zeit zu knabbern hat:

„Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen, weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist es mit jedem, der aus dem Geist geboren ist.“

Wenn man - wie Nikodemus - weiß, daß das griechische Wort für Wind das gleiche ist wie für Geist - nämlich pneuma, dann versteht man auch sofort, was Jesus sagen will:

„Ihr in Jerusalem glaubt, das Monopol auf den Heiligen Geist zu haben. Aber den Geist kann man nicht festhalten, nicht pachten - genausowenig wie den Wind. Der weht nicht, wo **ihr**, die Monopol-Inhaber, ihn haben wollt, sondern wo **er** will. Und daß er bei euch momentan nicht weht, das beweist mir euer mangelndes Vertrauen. ‘Wenn ich zu euch über irdische Dinge gesprochen habe und ihr nicht glaubt, wie werdet ihr glauben, wenn ich zu euch über himmlische Dinge spreche?’“

Liebe Zuhörer, haben Sie registriert, zu **WEM** Jesus das sagt? Er sagt das zu einem „hohen kirchlichen Würdenträger“ der damaligen Zeit, sozusagen zu einem „jüdischen Kardinal“, einem Vertreter des „Obersten Lehramtes“!

Zum Abschluß darf ich Prälat Fritz Morgenschweis, unseren ehemaligen Generalvikar zitieren, der im Bistumsblatt unter der Rubrik „Ins Heute gesagt“ über den Monopolbrecher Johannes geschrieben hat:

„Weil Christus in der Welt ist, muß ich künden, muß ich am Werke sein, ihm das Terrain zu ebnet, muß ich ihn ansagen vor und unter den Menschen. **Dazu braucht es nicht erst die Legitimation einer irdischen Behörde, sei sie**

**weltlich oder geistlich.** Dafür ist kein eigener Auftrag notwendig. Der Sendungsbefehl liegt bereits in der Tatsache Seiner Ankunft mitgegeben. Er ist da, also muß der, der von dieser Anwesenheit des Sohnes Gottes weiß, für ihn da sein. Das ist alles.“

Soweit das Zitat. Und wenn man gar gelernt hat, „Geist Gottes“ von „Ungeist“ zu unterscheiden, dann dürfte es nicht mehr allzu schwer sein, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Und nun wünsche ich viel Erfolg bei Ihren Diskussionen zu Hause, am Arbeitsplatz oder am Stammtisch.

AMEN

## 4. Adventssonntag

**Thema: Gehorsam, nicht Opfer**

**Lesg./Ev.: Hebr 10,5-10**

**Erstellt am 20.12.97**

**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Was der Verfasser des Hebräerbriefes schreibt, ist scheinbar ohne jede Bedeutung für uns heute. Es dürfte heutzutage kaum mehr Leute geben, die - wie die Juden - jeden Morgen und jeden Abend einen Stier schlachten, ihn vorschriftsmäßig ausbluten lassen, ihn kunstgerecht unter Gebet zerlegen und ihn dann feierlich verbrennen. Es ist auch schon lange nicht mehr üblich, an Ostern ein Lamm zu schächten oder bei groben Verfehlungen Turteltauben oder anderes einjähriges, fehlerloses und männliches Getier darzubringen.

Es könnte aber auch sein, daß die Opfer heutzutage nur ein wenig anders aussehen! Gar mancher zückt zu den Feiertagen einen größeren Geldschein, andere unternehmen eine meilenweite Wallfahrt und stecken eine mehrpfündige Kerze auf, wieder andere verpflichten sich, täglich drei Rosenkränze zu beten. Wenn man nur ein wenig Phantasie hat, dann könnte man solche religiösen Übungen durchaus in die Reihe der alttestamentlichen Opfer stellen - denn hier wie dort möchte man ja Gott etwas zeigen; zum Beispiel, daß man ihm dankbar ist, für das Leben, für die Nahrung, für besondere Wohltaten. Eine gute Sache! **Deshalb** brauchte sich kein Prophet aufzuregen.

Häufig opferte man, um ein begangenes Unrecht wieder gutzumachen. An sich ist auch das nicht schlecht: da blieb es nicht bei einer flüchtigen Reue, sondern man **zeigte** zugleich, daß es einem leid tat, was man falsch gemacht hatte. Also hier ebenfalls kein Grund für Tadel.

Aber wie stets kommt es auf das Motiv, auf die innere Einstellung an. Drum sieht die Sache schon ein wenig anders aus, wenn man damit versuchen würde, Gott sozusagen zu „kaufen“. Ein kleiner Handel zwischen mir und Gott; denn „eine Hand wäscht die andere“! Hier wird die Angelegenheit gefährlich: Gott einwickeln, festnageln zu wollen - und dann fröhlich weiterzusündigen: **das** ist es, was die Gottesmänner der alttestamentlichen Zeit so störte.

Ein Opfer als Liebeserweis, als Zeichen der Dankbarkeit - in Ordnung. Opfer als Kaufpreis - nein!

Das ist auch der Punkt, der uns etwas angeht. Wallfahrten, Spenden, Freitagsopfer, Meßbesuch, Gebete - alles gut und schön. Aber auf die **Gesinnung** kommt es an! Wenn wir auch nur eine Spur von Handel mit Gott an uns erkennen; wenn wir merken, daß wir uns damit bei Gott einschmeicheln wollen oder ihn gar unter Druck setzen wollen, dann trifft das Wort des Propheten auch uns! „Gehorsam will ich - nicht Opfer!“ heißt es dann.

Sind dann also Opfer - von der Wallfahrt bis zum verpflichtenden Rosenkranzgebet - nutzlos? Wenn man jetzt nur mit halbem Ohr zugehört hat, dann kann man mich möglicherweise so verstehen.

Darum sage ich jetzt ganz laut und deutlich: **Gott** braucht unsere Gebete, unsere Opfer und unsere Geschenke nicht. Auch ohne Gebet weiß er längst, was wir brauchen (ich zitiere Jesus!) - und was könnte ich ihm überhaupt schenken, was ihm nicht schon gehörte?

Aber **wir** brauchen Gebete und Opfer - wenn man beides richtig versteht. **Ich** muß mir täglich vor Augen halten, daß ich alles, selbst meine Existenz, Gott verdanke. Im Bitt- und Dankgebet mache ich mir das immer wieder vor Gott klar. **Ich** muß mir immer wieder deutlich machen, daß all das Gewohnte um mich herum lauter großartige Wunder sind - und daher muß ich Gott immer wieder loben und preisen, nicht, weil ER auf mein Lob angewiesen wäre. **Ich** muß ihm immer wieder sagen, daß ich froh und dankbar für seine Liebe bin, und daß ich versuche, aus Dankbarkeit und Freude seinen Willen zu tun - denn allzuleicht vergesse ich das und gehe in Sorgen, Ängsten oder Gleichgültigkeit unter.

Auch Opfer sind wichtig - wenn ich sie als Training für meinen Willen verstehe, als Fastenübungen, damit ich immer mehr lerne, was Jesus uns in seiner Bergpredigt so ans Herz legt: Selig, die Armen im Geiste - oder: Denen geht es gut, die alles loslassen können, wenn es nötig ist - seien es materielle Dinge oder auch Menschen, die man liebt.

Gebet und Opfer als Handel, als Leistung dagegen sind nichts wert, wie der Verfasser des Hebräerbriefes in Übereinstimmung mit dem Psalmisten sagt; denn wie kann ich etwas bezahlen wollen, wenn mir Gott alles **schenken** will?

AMEN

# Weihnachten 1997

## Thema: Leere Tassen Lesg./Ev.: Lk 2,15-20 (am Morgen) Erstellt am 23.12.1997 von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Ein Universitätsprofessor hat einmal einen japanischen Zen-Meister, also einen Meister in der Kunst der Meditation besucht. Er wollte aus berufenem Mund hören, was Zen eigentlich ist.

Die beiden setzten sich auf ihre Fersen, und Nan-in, der Meister, goß ihm Tee in die bereits gefüllte Tasse. Dieser sah die Tasse überlaufen und rief: „Die Tasse läuft über; Sie können doch nicht noch mehr hineingießen!“ Nan-in blickte ihn lächelnd an: „Wie diese Tasse, so sind sie randvoll mit Ihren eigenen Ansichten und Spekulationen. Wie soll ich Ihnen Zen beibringen können, wenn Sie nicht erst einmal ihre Tasse leeren?“

Ich glaube kaum, daß dieser hochgebildete Universitätslehrer je die schwere Kunst der Meditation gelernt hat. Sein Kopf war vollgestopft von Wissen und Theorien; bei allem, was er wahrgenommen, was er erlebt hat, sind ihm die diese Ideen und Vorstellungen in den Sinn gekommen.

Jeder von uns kennt das: Irgendjemand will uns etwas erzählen - und noch bevor er ausgedet hat, glauben wir, bereits verstanden zu haben, was er sagen wollte. Oft stellt sich aber heraus, daß wir zu voreilig waren, und daß erst im weiteren Gespräch deutlich wurde, was der Gesprächspartner eigentlich meinte. Und wie ist es in unserer Kommunität, in unserer Stadt? Jeder glaubt über den anderen genau Bescheid zu wissen; in Wirklichkeit weiß man garnichts über ihn. Aber die Voreinstellung genügt schon völlig, um ein endgültiges Urteil über diesen Menschen zu fällen. Und selbst, wenn man später einmal etwas bemerkt, was gar nicht in dieses Bild paßt - egal: man korrigiert die festgelegte Meinung nicht mehr.

Nicht anders waren die Menschen damals, als Jesus geboren wurde. Die Schriftgelehrten glaubten, ganz genau zu wissen, wie der erwartete Messias aussehen muß, woran man ihn erkennen kann, was er tun wird.

Unter ihrer Beeinflussung ließ der Bluthund Herodes sogar Kinder töten, und zwar deshalb, weil der Messias nach der feststehenden Überzeugung ein König, ein politischer Herrscher sein mußte.

Wie diese Schriftgelehrten waren damals viele Menschen: ihnen war völlig klar, wie Gott handeln würde. Aber es ist **nie** klar, wie Gott handelt. Gott liebt Überraschungen über alles, wie wir alle schon in unserem eigenen Leben erfahren haben. Mit Wilhelm Busch könnte man sagen: „Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt.“ Mir kommt es fast so vor, als würde Gott immer **die** Zukunft wählen, an die man gerade **nicht** gedacht hat. Vielleicht will er uns damit deutlich machen, wie begrenzt unser Verstand und unsere Klugheit sind, gerade dann, wenn wir uns für besonders gescheit halten.

Weil jeder seine eigenen Vorstellungen hatte, deshalb ist ihnen auch die Geburt des lange Ersehnten entgangen. Jeder? **Fast** jeder!

Gerade die Leute, von denen die Rabbinen glaubten, sie hätten überhaupt keine Chance, zu Gott zu gelangen, weil sie religiös zu ungebildet waren, gerade sie waren bei der Ankunft des Erlösers dabei: **die Hirten**. Undenkbar: der Messias bei diesen Asozialen! Das ist gerade so, als würde Königin Elisabeth und ihr Gemahl Prinz Philip bei einem Zigeunerlager abgestiegen sein, während die gesamte Prominenz am Flugplatz auf das erlauchte Paar wartet. Der Messias, angekündigt durch einen der größten Propheten, Elia, in Glanz und Pomp erscheinend, mußte doch zur Hautevolee, der Führungsschicht, kommen!

Warum waren ausgerechnet **Hirten** bei der Inkarnation, der „Fleischwerdung der Liebe Gottes“, anwesend?

Nicht, als wären die Gebildeten von Gott ausgeschlossen gewesen. Es war ihre **Voreingenommenheit**, ihre „Gefülltheit“ (wie die Tasse des Zen-Meisters Nan-in), ihre mangelnde Offenheit für den unvorhersagbaren Willen Gottes, die sie gehindert hat, den Erlöser zu entdecken. Die Hirten dagegen waren leer und aufnahmebereit, sie waren unvoreingenommen und offen.

Liebe Christen!

Keiner von uns weiß, was Gott mit uns eigentlich vorhat. Auch wenn wir manchmal glauben, wir wüßten es - Gott wird schon wieder dafür sorgen, daß wir uns über die eigenen Vorstellungen unsicher werden und alles ganz anders kommt, als wir erwarten.

Daher sollten wir wie die Hirten in Betlehem ganz Ohr sein, ganz geöffnet für das, was Gott mit uns plant.

Und als kleines Training, diese Offenheit wieder zu erwerben, schlage ich Ihnen für die kommenden Tage vor, einfach das **Zuhören** zu üben. Denn erst Offenheit dem Mitmenschen gegenüber ermöglicht uns die Offenheit für Gott.

AMEN

# Stephanusfest

## Thema: Ein Be-GEIST-erter gehalten am 26.12.97 in Eschenbach von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Wenn wir auch nicht sonderlich begeistert davon sind, daß die stimmungsvolle Atmosphäre von Weihnachten durch recht brutale Ereignisse gestört wird, wir müssen uns damit abfinden, daß das schon in den ältesten liturgischen Kalendern so ist. Außerdem ist hat sich in den letzten Jahren die Weihnachtatmosphäre sowieso zeitlich nach vorne verlagert, so daß wir - etwas übertrieben gesagt - bereits ab Allerheiligen überall Lichterbäume, Weihnachtslieder und Weihnachtsfeiern genießen können - no, da haben wir ja genug Gelegenheit gehabt, weihnachtliche Stimmung aufzutanken.

Wie gesagt: schon früh in der Kirchengeschichte schlossen sich unmittelbar an das Weihnachtsfest eine Reihe von Heiligenfesten an: Stephanus, der „Erzmärtyrer“ (das bedeutet: der Erst-Blutzeuge Christi) am 26., Johannes der Evangelist am 27. und die von Herodes ermordeten Kinder von Betlehem am 28. Dezember. Dabei - so heißt es - sei nur Johannes, der Apostel, von einem gewaltsamen Tod verschont geblieben - wie Sie sicher wissen, auch als einziger der zwölf Apostel.

Mittelalterliche Theologen, die ja ganz besonders zum Spekulieren neigen, haben in diesen drei Festen die drei möglichen Formen des Martyriums gesehen:

Stephanus ist ein Beispiel für einen **willentlichen und wirklichen Märtyrer**: also jemand, der damit einverstanden war, für Christus ermordet zu werden.

Johannes der Evangelist ist dagegen ein Mensch, der sicher einverstanden gewesen wäre, für den Meister in den Tod zu gehen, aber es kam nicht dazu („**willentlich, aber nicht wirklich**“ sagten die Theologen) und die Unschuldigen Kinder starben **wirklich, aber nicht willentlich** für den Erlöser, wurden also umgebracht, ohne imstande zu sein, eine Willensentscheidung zu treffen.

Das Fest des heiligen Stephan wird im Osten bereits im 4. Jahrhundert gefeiert, im Westen ist es seit dem Anfang des 5. Jahrhunderts bekannt. Seine Verehrung erhielt im Jahr 415 einen starken Auftrieb, als ein gewisser Presbyter Lucian seine Reliquien in Jerusalem gefunden zu haben glaubte.

Für uns heutige ist es nicht mehr recht verständlich, aber die Reliquiensucht der damaligen Zeit ließ es dazu kommen, daß die verschiedenen Knöchelchen des Heiligen in allerlei Länder und Kirchen verteilt wurden. An zahlreichen Orten entstanden Kirchen und Kapellen zu Ehren dieses Archidiakons (das gleiche wie Erz- oder Erst-Diakon). Allein in Rom waren es im Mittelalter 35 Kirchen oder Kapellen!

Warum der junge Christ sterben mußte, erfahren wir in der Apostelgeschichte: weil die Apostel die ewigen Streitereien zwischen ehemaligen Juden, den Judenchristen und ehemaligen Heiden, den Heidenchristen also, satt hatten, setzten sie sieben geachtete Persönlichkeiten ein, die vor allem dafür zu sorgen hatten, daß es bei der Versorgung von Bedürftigen gerecht zugeing.

Besonders scheint sich Stephanos hervorgetan zu haben, und es wird erzählt, daß sich auf seine Predigten hin sogar jüdische Priester zu Christus bekehrten.

So war zu erwarten, daß die Amtskirche von damals, die Ältesten und Schriftgelehrten, aggressiv wurde und ihn vor den Hohen Rat (so etwas wie der jüdische Vatikan) schleppten.

Und wem man verbal nicht gewachsen ist, den kann man nur mit falschen Zeugen und Verleumdungen kleinkriegen; und wenn auch das nicht funktioniert, dann kann man ihn nur totschiagen - eine Praxis, die auch heute noch gerne geübt wird.

Die Lesung, die wir vorhin gehört haben, ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dieser frühkirchlichen Begebenheit.

Im Evangelium haben wir gehört, daß bereits Jesus seine Jünger darauf aufmerksam machte, wie es einem ergehen kann, wenn man sein Leben und seine Einstellung nach ihm ausrichtet, also ihm nachfolgt.

Das Tagesgebet vorhin hatte gezeigt, welche Bedeutung Stephanus auch für uns heutige Menschen noch haben kann: er ist ein Beispiel der Feindesliebe, der auch denen verzeihen kann, die ihn fertigmachen - ein Punkt, von dem wir ihm tatsächlich etwas abschauen sollten.

Und das Schlußgebet endlich charakterisiert ihn als Beispiel eines unerschrockenen Glaubenszeugen - wobei man häufig schon zufrieden sein kann, wenn manche Christen diesen Glauben überhaupt kennenlernen wollen, bevor sie ihn dann unter widrigen und feindlichen Umständen behaupten und verteidigen können.

Für mich persönlich ist Stephanus vor allem ein Be-Geisterter, ein vom Geist Gottes Erfüllter, der von der Frohen Botschaft so überzeugt ist, daß nichts, aber auch gar nichts wichtiger ist sie - und hier ist er tatsächlich mit Jesus vergleichbar, und nur mit wenigen von uns.

AMEN

# Fest der Heiligen Familie

**Thema: Familienidyll?  
Lesg./Ev.: Lk 2,41-52  
erstellt am 24.12.1997  
von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Aufmerksame Bibelleser haben mit dem heutigen Evangelium ganz schöne Schwierigkeiten. Maria und Josef scheinen nämlich mit dem frühreifen Jesusknaben nicht besonders zurechtzukommen - in ihrer Sicht ist er ein ungehorsames und schwieriges Kind. „Wie konntest du uns das antun?“ wirft ihm seine Mutter vor, als er sich auf seiner ersten Wallfahrt als Bar mizwa, als volljähriger Sohn des Gesetzes, in Jerusalem von seinen Eltern entfernt hatte, ohne ihnen Bescheid zu sagen. Maria fügt vorwurfsvoll hinzu: „Dein Vater und ich haben dich voll Angst gesucht!“

- Hat denn Maria alles vergessen, was ihr über dieses Kind gesagt worden war?
- Hat sie vergessen, was der Engel bei der Verkündigung voraussagte: „Er wird groß sein ... Sohn des Höchsten genannt werden ... seine Herrschaft wird kein Ende haben! ... das Kind wird heilig und Sohn Gottes genannt werden!“
- Hat sie vergessen, was die Hirten ihr erzählt hatten, nachdem ihnen die Engel den Retter, den Messias, den Herrn angekündigt hatten?
- Hat sie vergessen, was Simeon über dieses Kind ausrief: „...ein Licht, das die Heiden erleuchtet, und Herrlichkeit für dein Volk Israel!“

Na ja, es sind ja immerhin 12 Jahre vergangen - so könnte man sich eventuell die erstaunliche Unwissenheit der Eltern erklären.

Aber ein ungutes Gefühl bleibt doch. Irgendwie paßt all der Weihnachtstrubel um das kleine Kind nicht mit den übrigen Szenen der Evangelien zusammen.

Dieses ungute Gefühl besteht zu recht. Es entsteht dadurch, daß wir die Texte wieder einmal mit unseren modernen, naturwissenschaftlich geschulten Augen lesen.

Immer wieder muß ich betonen: es kommt nicht darauf an, was **wir** in die Texte hineinlesen, sondern allein darauf, was der **Autor**, in diesem Fall Lukas, uns sagen möchte. Die Intention des Lukas - so heißt der Fachausdruck - muß herausgefunden werden; und vergessen wir dabei nicht, daß Lukas sein Evangelium gut 50 Jahre nach Tod und Auferstehung Jesu verfaßt hat - nicht etwa als Berichterstatter, sondern als von Jesus überzeugter und begeisterter Glaubender.

Ich versuche, die Aussageabsicht des Lukas zusammenzufassen:

Jesus war schon als Kind fasziniert von religiösen Fragen und hat selbständig und originell darüber nachgedacht. Seine Eltern haben schon bald Mühe, ihren Sprößling zu verstehen (später werden nahe Angehörige mitsamt seiner Mutter ihn sogar für verrückt halten und nach Hause zurückholen wollen).

Lukas sagt ja ausdrücklich, daß Maria Zeit brauchte, um das Erlebte zu verdauen.

Von diesem Wissen her kann ich nicht verstehen, wie man in vergangenen Zeiten die Heilige Familie als „Vorbild harmonischer Eintracht, eine Idylle trauter Heimeligkeit“ hinstellen konnte. Sicher erinnern sie sich an die kitschigen Bilder alter Religionsbücher, die diesen Eindruck vertieft haben.

Allein schon die Zeitumstände waren alles andere als gemütlich: etwa zu der Zeit, in der unser heutiges Evangelium spielt, hatte der syrische Statthalter Quirinius einen zweiten Zensus, also eine weitere Steuererhebung, angesetzt. Ein Galiläer namens Judas zettelte einen Aufstand an, der von den Römern gewohnt brutal niedergeschlagen wurde. Die Strafexpeditionen, die Zerstörung und Plünderung der Städte und Dörfer, die Folterungen und Hinrichtungen dürfte der zwölfjährige Jesus aus nächster Nähe miterlebt haben. Ein idyllisches Familienleben ist in solchen Zeiten undenkbar.

Dazu kommt, wie schon angedeutet, daß Jesus wohl schon sehr früh eine Weltsicht entwickelt hatte, ein ganz persönliches Gottesbild; beidem konnten seine Eltern sicher nicht immer geistig folgen.

Und hier zeigt es sich, wie die Heilige Familie auch für uns heute ein Modell sein kann:

- anscheinend ließ man dem jungen Jesus genug Freiheit, seine Anlagen optimal zu entwickeln;
- anscheinend machte man ihm Mut, den eigenen Lebensweg zu finden und zu gehen;
- anscheinend schufen sie die Voraussetzung, daß sich das immense Gottvertrauen entwickeln konnte, das für uns alle wegweisend ist.

Wie ist das:

- Würde sich Jesus auch in unserer Familie wohl- und geborgen fühlen können?
- Würde er auch bei uns genügend Freiraum und Entfaltungsmöglichkeiten finden?
- Würde er auch an uns, dem Vater oder der Mutter, zeichenhaft die Liebe Gottes erleben können?

Wir spüren selbst, wie verantwortungsvoll es ist, ein Kind aufzuziehen und wie begrenzt unsere Möglichkeiten dabei sind. Wenn wir wieder einmal resignieren könnten, weil alles anders läuft, als wir mit unserem Sprößling planen; weil er seinen eigenen Kopf und seine eigenen Vorstellungen entwickelt - dann könnte es uns ein kleiner Trost sein, daß es der Heiligen Familie nicht viel anders erging.

AMEN

# Neujahr 1998

## Thema: Das Rad des Lebens gehalten am 01.01.98 in Eschenbach von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Es ist allgemein bekannt, daß in der Psychotherapie viel mit Träumen gearbeitet wird, weil man dadurch sehr gut Konflikte und Einstellungen herausfinden kann, die dem Patienten gar nicht bewußt sind. Träume sind nämlich Bilder unseres Unbewußten und sie zeigen in symbolischer Form sozusagen die seelische Wahrheit auf - auch und gerade dann, wenn jemand versucht, vor dieser Wahrheit die Augen zu verschließen oder sich selbst etwas vorzumachen.

Dieselben Einblicke in die Seele können aber auch spontane Zeichnungen oder Malereien vermitteln. Es gibt Patienten, die ihre seelische Situation in einem Bild deutlicher zum Ausdruck bringen als in vielen Worten.

Solch ein „sprechendes Bild“ hat mir einmal eine 60jährige Frau gezeigt. Es stellt ein riesiges Rad dar - durch schwungvolle Striche ist angedeutet, daß es sich unaufhaltsam dreht. An einer der Radspeichen hängt die Frau, oder besser gesagt: sie klammert sich mit beiden Händen an einer Speiche fest. Interessant ist, daß sich die Dame als junges Mädchen dargestellt hat, mit kurzem Rock und langem, wehendem Haar. Obwohl schon 60 Jahre alt, möchte sie anscheinend immer jung sein, und deshalb will sie das unaufhaltsame Rad der Zeit, des Schicksals aufhalten. Natürlich gelingt ihr das nicht - diese Mächte sind viel stärker als sie, und daher wird sie gnadenlos mitgerissen.

Ich nehme an, daß sich die meisten unter uns gut in diese Frau einfühlen können. Ihr Problem und ihre Ängste sind ja in unserer Gesellschaft weit verbreitet. Die Werbung, besonders die kosmetische und die Modebranche, profitiert von diesem Jugendlichkeitswahn, und macht damit jedes Jahr Umsätze in Milliardenhöhe.

Freilich wissen wir, daß Versprechungen von Jugendlichkeit und Schönheit bis ins hohe Alter trügerisch sind und daß es nichts bringt, wenn man seinen Kopf in den Sand steckt. Auch wenn man das Wort „alter Mensch“ durch „Senioren“ oder das Alter mit „zweiter Frühling“ umschreibt - im Innersten wissen wir, daß sich das Rad der Zeit nicht stoppen läßt. Unaufhaltsam dreht es sich, ob wir es uns bewußt machen wie heute am Neujahrstag oder nicht. Über diesen Teil des Schicksals können wir nun mal nicht verfügen.

Verfügen können wir aber über etwas anderes: nämlich über unsere Einstellung zu diesem Schicksal. So wie die erwähnte Frau, die in kindischem Trotz einen aussichtslosen Kampf führt, sollte man es nicht machen. So würde man nur seelisch und sogar körperlich krank. So verhindert man nur Reifung und Selbstfindung, und gräbt die Talente ein, die Gott einem gegeben hat.

Die echte christliche Einstellung ist eine andere. Am deutlichsten drückt diese Haltung ein architektonisches Symbol gotischer Kathedralen aus, nämlich ein großes Rosettenfenster, in deren Zentrum Christus dargestellt ist, während die Felder zwischen den „Speichen“ Szenen aus der Heilsgeschichte zeigen.

Hier ist beides dargestellt: die Zeitlichkeit des menschlichen Daseins mit ihrem ständigen Werden und Vergehen, mit ihren Wegen und Irrwegen - und die zeitlose, ewige Mitte, nämlich die Liebe und die Macht Gottes, die den Menschen ins Leben schickt, ihn liebevoll begleitet und am Ende wieder zu sich aufnimmt.

Für Christen hat solch ein Zeitradd nichts Erschreckendes: alles, was in der Zeit passiert, geht von der Ewigkeit aus und mündet wieder in sie - aber nicht in die anonyme Ewigkeit eines unabänderlichen unpersönlichen Schicksals, sondern in die persönliche Ewigkeit der Liebe Gottes.

Deshalb ist für uns Gläubige das neue Jahr wieder ein Jahr des Herrn, eine zeitliche Facette der Ewigkeit.

Dieses neue „Segment“ unseres Lebensrades dürfen wir nun wieder aus den Händen unseres Schöpfers empfangen. Nicht um zu resignieren und dem Schicksal seinen unabänderlichen Lauf zu lassen, sondern um in ihm unsere persönliche Aufgabe zu erkennen und - so gut wir können - auch zu erfüllen.

AMEN

# Taufe des Herrn

## Thema: Führung des Gottesgeistes

Lesg./Ev.: Lk 5,15-16.21-22

Erstellt am 10.01.1998

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Könnten Sie mir auf Anhieb sagen, mit welchem Bild der Heilige Geist an Pfingsten dargestellt wird? Vermutlich werden Sie spontan „in Gestalt einer Taube“ sagen. Aber diese Antwort wäre nicht richtig: Pfingsten hat mit Feuerzungen und mit Sturmesbrausen zu tun; die Taube kommt nur im heutigen Evangelium, bei der Taufe Jesu, vor, und zwar bei allen vier Evangelisten! Im Gegensatz zu den drei anderen, die den Gottesgeist nur mit einer herabflatternden Taube **vergleichen**, läßt Lukas ihn leibhaftig wie eine Taube **aussehen** - na ja, die Künstler der späteren Zeit wollen ja auch was zu malen haben.

Aber die äußere Form, die Gestaltungskunst, soll uns jetzt weniger interessieren. Wichtig ist ja immer der **theologische Gehalt** - bzw. das, was der Autor sagen möchte.

Es ist sicher kein Zufall, daß Lukas den Geist Gottes über Jesus schweben läßt, wie er am Anfang der Schöpfung über der Urflut schwebte. Der Beginn einer Schöpfung damals - aus Chaos wird Kosmos, Ordnung - und der Beginn einer Schöpfung jetzt, der ganz neue Mensch, vom Geist erfüllt, wie schon Jesaja vorausgesehen hat: „Meinen Geist habe ich auf ihn gelegt“.

Was hat das auf sich - was ist mit Gottesgeist gemeint?

Lukas, obwohl reinrassiger Grieche, war genauso wie die Juden davon überzeugt, daß Gott nicht untätig, fern der Menschheit im Himmel thront, sondern in der Geschichte wirksam ist, wie ein Regisseur, der eingreift und steuert, wenn es nötig wird.

Derselbe Geist ist auch in der Geschichte jedes einzelnen Menschen am Werk - aber nie wie ein Marionettenspieler, gegen dessen Spiel die Figuren machtlos sind, sondern stets die Freiheit des Menschen achtend.

Derselbe Geist spielt auch in der Lebensgeschichte Jesu eine Rolle, und zwar schon bei der Verkündigung: „Der Hl. Geist wird über dich kommen“, beim Besuch der Cousine Elisabeth, die vom Heiligen Geist erfüllt Maria preist, später beim Tempelbesuch, als Simeon vom Geist Gottes getrieben wird, in den Tempel zu gehen und den Messias zu begrüßen.

Auf Jesus selbst kommt der Geist bei der Taufe herab, wie wir heute gehört haben, treibt ihn zu „Exerzitien“ 40 Tage lang in die Wüste, um sich über seine Lebensaufgabe klar zu werden, und bleibt auch während des weiteren Lebens und Wirkens bei ihm, wie seine von ihm begeisterten Anhänger immer wieder feststellen können.

Für mich ist die heutige Evangelienperikope ganz besonders interessant. Sie zeigt mir nämlich, daß auch Jesus, genau wie jeder andere Mensch, sich erst der Führung Gottes öffnen muß - keineswegs wie ein allwissender „Gott in Menschenverkleidung“, sondern wie ein Suchender, Tastender.

Kein Mensch, auch Jesus nicht, kennt von vorneherein seine Lebensaufgabe, weiß von „Natur aus“ um seinen Lebenssinn. Erst in der Verbindung mit Gott wird man von Fall zu Fall geführt - wie ein Blinder, der sich immer wieder der führenden Hand anvertrauen muß.

Auch von Jesus wird berichtet, daß er sich immer neu im Gebet Weisung und Kraft für seine Lebensaufgabe holte - und ganz besonders in schweren Stunden, wenn er gegen menschliche Trägheit, gegen menschliches Luststreben, gegen menschlichen Selbsterhaltungstrieb handeln mußte.

Noch einmal deutlicher: auch Jesus wußte nicht den ganzen Plan Gottes auf einmal! Auch er ließ sich in jedem Augenblick neu von der Führung des Gottesgeistes leiten - und das setzt voraus, daß er stets offen für ihn war, daß er stets bereit war, sich den Anweisungen Gottes zu fügen - daß er also seinen Willen total mit dem Willen Gottes verschmolzen hat. So konnte er von sich sagen: „Ich und der Vater sind eins“.

Gerade das unterscheidet uns von Jesus: in den seltensten Fällen lassen wir uns führen - vor allem dann, wenn es unbequem für uns wird. **Wir** sind es, die unseren Lebensweg bestimmen, die ihr Leben gestalten, selbst in die Hand nehmen wollen.

Im Grunde sind wir aber gar nicht Herren über unser Leben. In Wirklichkeit lenken uns Bequemlichkeit, Egoismus, Luststreben. Wohin? Sicher nicht dorthin, wo Gott uns haben will. Wenn es stimmt, daß jeder von uns eine unverwechselbare und unersetzliche Lebensaufgabe zugeteilt bekommt, dann muß es auch möglich sein, diese Aufgabe zu verfehlen, am Lebenssinn vorbei zu leben. Ein Alptraum, wenn man am Ende seines Lebens sagen muß: ich habe ein sinnloses Leben geführt.

Vielleicht ist das Entsetzen darüber, daß so etwas möglich ist, der erste Schritt zu einem Neubeginn? Grundsätzlich haben wir Kontakt zum Gottesgeist - unsere Taufe war sozusagen der Auftakt dazu. Aber versuchen wir bewußt, den Gottesgeist in uns zu spüren? Sind wir sensitiv für seine Führung und merken wir, wenn er uns zu bestimmten Taten anregt? Und vor allem: sind wir dann auch bereit, gegen unseren Inneren Schweinehund, gegen unser Unlustgefühl das auch zu tun, was wir als Willen Gottes erkannt haben?

Jesus sagt und zeigt uns, wie diese Verbindung gepflegt werden kann. Ahmen wir ihn nach, dann werden wir die selben Erfahrungen machen wie er.

„Der Vater im Himmel wird gewiß denen den Heiligen Geist geben, die ihn darum bitten.“

AMEN

## 2. Jahressonntag

### Thema: Reinen Wein einschenken

Lesg./Ev.: Joh 2,1-12

Erstellt am 15.01.1998

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

„Ich werde Ihnen jetzt einmal reinen Wein einschenken“ - so sagt man, wenn man einem Mitmenschen die volle, ungeschminkte Wahrheit sagen möchte. Meist muß man allerdings damit rechnen, daß der andere darüber gar nicht so begeistert ist; denn Wahrheit ist meistens unbequem.

Auch über das Weinwunder von Kana reinen Wein einzuschenken, das könnte „religiösen Konsumenten“, katholischen „Schlaraffen“, die lieber den Kinderglauben bewahren als ihren Glauben immer wieder neu zu überdenken, ebenfalls recht ungelegen sein.

Soll das ein Hindernis sein, die heutige Perikope genauer zu untersuchen? Soll es nicht! Und deshalb schauen wir uns den Text einmal genauer an.

Es geht schon los mit einer merkwürdigen Zeitangabe: „Am dritten Tag war eine Hochzeit“. Am dritten Tag von was? Vorher wird über die Berufung des Natanael berichtet; könnte es also sein, daß seitdem drei Tage vergangen sind? Das dürfte kaum der Fall sein; denn ohne Grund, sozusagen ohne Hintergedanken wird gerade Johannes, der raffinierte Symboliker, kaum eine Zeitangabe gemacht haben. Pinchas Lapide, ein Jude und hervorragender Kenner der Bibel (leider ist er neulich verstorben), hat die sicher plausibelste Erklärung gefunden. Der dritte Tag ist schlicht und einfach der **Dienstag**, gezählt vom Sonntag, dem ersten Tag der Woche. Und dieser Dienstag ist der bevorzugte jüdische Trauungstermin, aufgrund einer amüsanten Gegebenheit: an jedem Tag der ersten Schöpfungsgeschichte heißt es einmal „und er sah, daß es gut war“ - nur am **dritten** Tag wird das **zweimal** gesagt. Die jüdische Überlieferung sagt nun: das erste „ki tow“, also das erste Gutheißens Gottes gilt dem eben erschaffenen Festland und den Meeren, während das zweite der Schöpfungsaufgabe der Erde gilt: „Sprießen lasse die Erde junges Grün...“. Gott will also von da ab Mitarbeiter an seinem Schöpfungswerk - und paßt das nicht auch auf Braut und Bräutigam?

Wie gesagt - der bevorzugte Trauungstag ist der Dienstag. Und jetzt kommt's äußerst merkwürdig: schon an diesem Tag, am Hochzeitstag selbst also, geht den Gastgebern der Wein aus!

Wenn man weiß, daß im alten Orient das ganze Dorf acht Tage lang feierte - wobei oft das dafür gesparte Vermögen draufging - dann wundert man sich gehörig, daß sich der „Speisemeister“, also der für die Organisation des Festes verantwortliche Freund des Bräutigams, so einen unglaublichen Schnitzer geleistet hat.

So eine Schande, so eine Blamage - so hat sich nach unserer Geschichte auch Maria, die Mutter Jesu, gedacht. Und weil auch Jesus mit samt seinen Jüngern eingeladen war - Jesus war kein Verächter von Freuden und Genüssen! - glaubt sie,

dem blamierten Freund des Bräutigams zu Hilfe kommen zu können, indem sie ihren Sohn die Sachlage schildert.

Wohlgemerkt: Keine Rede davon, daß Jesus ein **Wunder** wirken soll! Sie stellt nur schlicht und einfach fest, daß es keinen Wein mehr gibt. „Tu was. Hilf deinem Freund oder vielleicht Verwandten. Hilf die Blamage vertuschen. Der arme Kerl!“

Für unsere Ohren reagiert Jesus merkwürdig gereizt: „Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen!“

In Wirklichkeit ist die Abfuhr Jesu gar nicht so dramatisch. Im Deutschen würde der Satz eher so klingen: „Geh Frau, laß mich zufrieden. Gott hat mir noch keinen Auftrag erteilt; jetzt ist noch nicht der richtige Zeitpunkt (kairos!).“ Allem Anschein nach hat Maria das auch so verstanden, denn sie zwinkert der „Bedienung“ zu: „Macht's nur, was er sagt!“

Anscheinend **ist** Gott aber der Meinung, daß jetzt der richtige Zeitpunkt ist, denn Jesus **tut** etwas - oder besser gesagt, er **läßt** etwas tun! Er läßt nämlich sechs Riesentanks mit Wasser füllen - insgesamt etwa **720 Liter!!!** Wer jetzt noch nicht kapiert, daß Johannes etwas ganz anderes bringen möchte als nur eine Art sachlicher Information, dem ist wirklich nicht zu helfen.

**Was** aber will er uns deutlich machen?

Die Antwort ist verblüffend einfach, wenn man die Symbolik des Johannes kennt. Wein - das ist kein Lebensmittel wie Brot oder Wasser, Wein ist purer Genuß, pure **Lebens- und Festfreude!** Und diese Freude läßt er verteilen; im Grunde sind es nämlich die **Diener**, die das Wunder tun! Freude, Frohe Botschaft weiterzuschenken, **das** ist der Auftrag an uns, seine Jünger; und keiner braucht zu befürchten, daß sie dadurch weniger und weniger wird.

Erinnern Sie sich an die berühmte Brotvermehrung? Auch hier sind es die **Jünger**, wir also, die austeilen sollen - diesmal Brot und Fisch. In der Sprache des Johannes sollen wir also Leben, göttliches, befreiendes Leben, das Leben Gottes also, weitergeben. Und auch hier entsteht durch die Verteilung kein Mangel - im Gegenteil: jeder kann satt werden - und es bleibt noch genug übrig!

„Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“ - und: „Ich bin das Brot des Lebens“ - typisch johanneische Selbstaussagen Jesu. Weinwunder und Brotvermehrung: beides zielt in die selbe Richtung! Vielleicht hilft es Ihnen, wenn ich beide Wunder in meine eigenen Worte übersetze:

„Ihr, die ihr meine Jünger seid, ihr habt verstanden, daß Gott euch bedingungslos, unverlierbar, unendlich liebt. So konntet ihr aufleben, begeistert und froh werden - denn nicht mehr Angst und Absicherung bestimmt euer Verhältnis zu Gott, sondern dankbare, vertrauensvolle Liebe.“

Behaltet diese beglückende, erlösende, befreiende Botschaft nicht für euch! Schenkt auch anderen Menschen reinen Wein ein (und jetzt werde ich kirchenkritisch:) und verwässert die Frohe Botschaft nicht, indem ihr abstrakte Dogmen, unmenschliche Gesetze oder starre liturgische Formeln festlegt. Denkt an Pfingsten, wo Eure Be-Geisterung für Trunkenheit gehalten wurde! Seid nicht puritanisch und feindlich jeder Lust und Freude gegenüber, sondern seht in jedem frohmachenden Augenblick die Liebe eures himmlischen Vaters, der mit seiner Liebe nicht knausert, sondern euch überreich beschenkt!

Wer diese unendliche Liebe - also Gott selbst - weiterschenkt, der (und jetzt zitiere ich wörtlich!) ‘wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch größere vollbringen’ (Joh 14,12).“

AMEN

# 3. Jahressonntag

**Thema: Er lehrt nicht wie die Schriftgelehrten**

**Lesg./Ev.: Lk 1,1-4; 4,14-21**

**Erstellt am 24.01.1998**

**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Wie wir gerade gehört haben, hat Jesus seine öffentliche Tätigkeit als Schrift-erklärer in den Synagogen von Galiläa begonnen.

So eine Synagoge kann man nicht mit einer Kirche vergleichen. Das griechische Wort „synagogé“ ist eine Übersetzung des hebräischen Ausdrucks „beth ha-knesset“, und das heißt „Haus der Versammlung, der Zusammenkunft“. Jeder größere Ort hatte damals in Palästina solch eine Synagoge, in der die jüdische Gemeinde zu Gottesdiensten zusammenkam. Sie diente aber auch anderen Zwecken: in der jiddischen Sprache, die großenteils aus dem Mittelhochdeutschen kommt, wird die Synagoge „schul“ genannt, und das hat seinen Grund darin, daß die Synagoge auch ein Haus des Lernens war. Dort studiert man gemeinsam die Tora, die fünf Bücher Mose also, diskutiert Kommentare dazu, lernt in Gruppen die Heilige Schrift.

Zentrum der Synagoge ist der mit einem reich bestickten Vorhang geschmückte Schrein mit handgeschriebenen, kostbaren Schriftrollen. Bei Gottesdiensten wird die Torarolle aus diesem Schrein geholt, die die aktuelle Schriftstelle enthält. Bei den Juden gibt es - wie auch bei uns - fortlaufende Lesungen, die vom Jahreskreis abhängig sind.

Diese Schriftrolle wird nun vorsichtig auf die Bima, das erhöhte Lesepult, gelegt und die Stelle aufgerollt, die gerade zur Verlesung kommen soll. Normalerweise tut das der Chasan, der Vorleser, der den Gottesdienst leitet. Aber es wird als ganz besondere Ehre betrachtet, wenn ein anderer dazu beauftragt wird; vor allem, wenn er dann auch noch die vorgelesene Schriftstelle auslegen, also deuten darf.

Wie wir gehört haben, wird also Jesus in seiner Heimatsynagoge mit dem Ehrenamt des Vorlesens und der Deraschá, der Ansprache betraut. Und er tut es in einer Weise, daß den Leuten der Mund offen bleibt.

„Seine Rede fand bei allen Beifall; sie staunten darüber, wie begnadet er redete.“

Auch an anderen Stellen der Evangelien wird deutlich, daß Jesus ein begnadeter Redner war. „Er wurde von allen gepriesen“, heißt es z. B. bei Lukas. Seine bildhaften Vergleiche sind tatsächlich meisterhaft, und er versteht es, auch schwierige Gedanken anschaulich und praktisch deutlich zu machen. Aber das allein ist es nicht, was die Menschen so beeindruckt. Der Gott, den Jesus verkündet, ist ungemein liebenswert und anziehend - im Gegensatz zum strengen Richtergott, den Johannes der Täufer seinen Zeitgenossen vor Augen gestellt hat oder der in pharisäischen Kreisen gelehrt wurde.

Dabei lehrt Jesus mit einer Selbstsicherheit, die alles Gewohnte in den Schatten stellt. Normalerweise diskutierte man über die Schrift, in dem man Autoritäten zitierte. Jesus dagegen lehrt in einer neuen Art:

„Und die Menschen waren sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der (göttliche) Vollmacht hat, nicht wie die Schriftgelehrten.“ (Mk 1,22) heißt es bei Markus.

So ist es verständlich, daß viele sofort auf kritische Distanz gehen. Die Frage „Ist das nicht der Sohn Josefs?“, das heißt: „Kennen wir ihn nicht schon von klein auf?“ zeigt die Vorbehalte, mit denen man Jesus gerade in seiner Heimat sehr bald gegenübersteht, und vielen Menschen geht es heute noch so.

Das ist eigentlich verständlich: denn was Jesus da vom Menschen verlangt, ist ungeheuerlich und sprengt jedes gewohnte Maß. Jesus akzeptiert das auch; aber er sagt uns deutlich, daß wir den Zugang zu seiner Person und seiner Lehre nicht finden, wenn wir dabei stehen bleiben. Ob das wahr ist, was er sagt, kann nicht aus theoretischer Entfernung beurteilt werden, sondern nur durch praktisches „Ausprobieren“. Jesus drückt das so aus: „Wer bereit ist, den Willen Gottes zu tun, wird erkennen, ob diese Lehre von Gott stammt oder ob ich in meinem eigenen Namen spreche.“ Joh 7,17.

Das geht auch an unsere Adresse. Wir sind noch keine Christen, wenn wir interessiert, vielleicht sogar begeistert, seinen Worten lauschen (oder heutzutage Predigten und Vorträgen über ihn). Erst, wenn wir **ausprobieren**, was er gelehrt hat, erst wenn die Überzeugung von der Liebe Gottes, die wir weitergeben sollen, in unserem praktischen Leben eine Rolle spielt, dann erkennen wir, wie recht er hat.

AMEN

# 4. Jahressonntag

## Thema: Merkmale der Liebe

Lesg./Ev.: 1 Kor 13,4-13

Erstellt am 29.01.1998

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Wenn heutzutage ein Begriff schwierig zu verstehen und noch schwieriger zu erklären ist, dann ist es das Wort „Liebe“. Generationen von Menschen haben sehr wohl verstanden, was damit gemeint ist - erst unserer Zeit bleibt es vorbehalten, diesen Begriff gründlich zu verderben und seiner ursprünglichen Bedeutung zu berauben.

Im Alltagssprachgebrauch bedeutet nämlich „Liebe“ schlicht und einfach „Sex“ - nichts weiter. Schlager, Werbung, Stammtischgespräche, ja selbst öffentliche Diskussionen und Talkshows verwenden dieses Wort im genannten Sinn - kein Wunder, daß es nicht mehr verstanden wird, wenn es in Bibelstellen oder Predigten verwendet wird.

Meines Erachtens sollte man auch „Sex“ sagen, wenn man Sex meint, und „Liebe“, wenn von wirklicher Liebe die Rede ist. Aber vermutlich versteht man deshalb kaum noch, was Liebe ursprünglich bedeutet, weil sie heute am Aussterben ist. Schwarzseherisch, wie ich veranlagt bin, sehe ich nämlich heute den Egoismus, die brutale Durchsetzung und die Rücksichtslosigkeit im Vormarsch; und mit der Sache stirbt meistens dann auch die Bezeichnung.

Eigentlich merkwürdig - denn gerade die Liebe ist es, die jeder Mensch so nötig hat und so ausdauernd erkämpft. Was tut man alles, um geliebt, anerkannt, geschätzt zu werden!

Auch wenn ich Gefahr laufe, mich zu wiederholen - ich kann es nicht oft genug sagen, daß Liebe im Sinne der Bibel keine Frage des Gefühls, sondern Sache des **Willens** ist. Selbst wenn mir jemand unsympathisch ist, ja sogar meinem Feind kann ich gönnen, daß es ihm gut geht und kann - soweit es in meiner Macht steht - meinen Teil dazu beitragen - das ist es, was echte, selbstlose Liebe eigentlich meint.

Paulus weiß noch, was Liebe wirklich ist. In seinem „Hohenlied der Liebe“, im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes, zählt er fünfzehn charakteristische Merkmale der christlichen Liebe auf, die es wert sind, daß wir sie näher betrachten - aufgrund der zeitliche Beschränkung möchte ich nur eine kleine Auswahl besprechen. Zunächst sagt Paulus:

**Die Liebe ist langmütig.** Das griechische Wort lautet *makrothymein* - wörtlich „Großherzigkeit“ und meint speziell die Geduld, die Menschen gegenüber aufgebracht wird. Wenn einem Menschen Unrecht zugefügt wurde und es durchaus in seiner Macht stand, sich zu rächen, er aber davon keinen Gebrauch machte, dann wurde dieses Wort verwendet. Solch ein Mensch beweist außer Liebe auch eine innere Stärke, die nur selten jemand aufbringen kann. Zu unserem Glück hat Gott diese Eigenschaft - sonst wäre die Menschheit sicher längst ausgerottet. Ferner sagt Paulus:

**Die Liebe ist freundlich.** Statt „freundlich“ gefällt mir eigentlich „wohlwollend“, „gütig“ besser - nicht nur, weil man heute kaum mehr einen freundlichen Menschen findet, sondern weil sich die Bedeutung dieses Wortes verändert hat. Das Gegenteil von „wohlwollend“ sind die lieben Zeitgenossen, die an ihren Mitmenschen kein gutes Haar lassen und die ständig abfällig kritisieren müssen.

Ein weiteres Charakteristikum:

**Die Liebe sucht nicht ihren Vorteil.** Über diesen Ausdruck könnte man eine ganze Predigtreihe halten. Wenn Paulus mit dieser Aussage recht hat, dann dürfte die Liebe zumindest in den Bereichen unserer Wirtschaft und Politik so gut wie ausgestorben sein. Und im Privatbereich? Ich mache die Erfahrung, daß man für verrückt gehalten wird, wenn man sich weigert, andere übers Ohr zu hauen, oder wenn man gar auf etwas verzichtet, was einem von Rechts wegen zusteht. Ich möchte ich nicht unbedingt pauschalisieren, aber Menschen, die zuerst an andere denken, halte ich für eine echte Ausnahme.

**Die Liebe trägt das Böse nicht nach.** Das gebe ich gerne zu: das fällt auch mir nicht leicht, obwohl ich schon öfters Gelegenheit hatte, mich darin zu üben. Wenn man einmal Bekanntschaft mit üblen Machenschaften, böartigen Unterstellungen oder Verleumdungen gemacht hat, dann neigt man allzuleicht dazu, die Erinnerung immer wieder aufzuwärmen und so den Groll und Zorn zu hätscheln.

Von bestimmten Polynesierstämmen erzählt man: „Von den Dächern ihrer Hütten hängen Gegenstände herab, die sich an das ihnen widerfahrene Unrecht erinnern sollen.“

Normalerweise würde sich mit der Zeit der Mantel des Vergessens über erlittenes Unrecht breiten, aber irgendwie scheint es uns Menschen besondere Lust zu bereiten, immer wieder darüber nachzugrübeln, bis man schließlich gar nicht mehr davon loskommt.

In dieser Beziehung ist auch mein Gedächtnis wie das eines Elefanten, und es reizt mich immer wieder, zur rechten Zeit und am rechten Ort - selbst nach vielen Jahren - eine tief treffende Bemerkung loszulassen, nach dem Motto: „Rache, kalt genossen, schmeckt am besten“.

Wenn man sich aber an der Liebe orientieren will, dann darf ich das nicht. Ich muß auch das Vergessenkönnen üben. „Vergib uns unsere Schuld in dem Maße, wie auch wir sie unseren Schuldigern vergeben“ - so könnte man die Vaterunserstelle übersetzen. Wenn jemand sagt: „Ich kann nicht vergessen, was mir angetan wurde“, dann sollte man ihn an diese Stelle im Vaterunser erinnern. Wobei das Wort „Vergessen“ nicht ganz richtig ist: auch Gott vergißt ja nichts, aber er schenkt uns in vollem Bewußtsein der Schwere unsere Schuld. Und wie er müssen es auch wir machen, sagt Jesus, denn sonst prallt die Vergebung Gottes an uns wirkungslos ab.

Und schließlich meint Paulus:

**Die Liebe freut sich an der Wahrheit.** Stimmt das: freuen wir uns an der Wahrheit? Ich habe eher den gegenteiligen Eindruck. Die üppig wuchernden Gerüchte, die wie eine Pest mal den einen, mal den anderen überfallen, sind Zeugnis dafür, wie wenig uns an der Wahrheit liegt. Dabei genügt es schon, wenn man Unverstandenes oder nur halb Gehörtes weitererzählt: man kann damit rechnen, daß der andere seinen Teil aus der Phantasie ergänzt, daß er noch eine Prise Dramatik dazugibt und das Ganze wieder weitersagt - genauso wie beim Spiel „Stille Post“.

Ich wünschte mir manchmal, daß dem ersten, der Gerüchte in die Welt setzt, die Nase jedesmal um einen halben Meter wächst (wie es Pinocchio im Kinderbuch passiert). Was glauben sie, wieviele Langnasen da herumlaufen würden!

Aber ich habe den dringenden Verdacht, daß weniger **Bosheit** die Ursache von Gerüchten ist, sondern schlicht und einfach **Dummheit**. Und Dummheit braucht man nicht zu bestrafen - sie bestraft sich selbst.

Liebe Christen!

Schon die kleine Auswahl an Kennzeichen der Liebe zeigt, wie weit wir alle miteinander noch von der Liebe entfernt sind, die uns Gott entgegenbringt und die uns Jesus vorgelebt hat. Es ist mir schon klar, daß wir alle nicht vollkommen sind und unsere Fehler haben. Aber keiner von uns kann sich einmal herausreden, er hätte nicht gewußt, was Gott von uns verlangt. Auch wenn wir es nicht schaffen - aber wenigstens bemühen können wir uns. Und das ist es, was letztlich vor dem Gericht Gottes zählt.

AMEN

# 5. Jahressonntag

## Thema: Menschen fischen

Lesg./Ev.: Lk 5,1-11

Erstellt am 07.02.1998

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Wenn wir all die Wunder Jesu, die in den vier Evangelien erzählt werden, in einem Sonderband herausgeben und sie mit möglichst anschaulichen und realistischen Illustrationen schmücken würden, dann wäre es sicher sehr erhebend und erfreulich, darin zu lesen - aber es ginge völlig an der Aussageabsicht der Evangelisten vorbei. Aber gerade das war ein folgenschwerer Fehler der Vergangenheit: unsere Katechismen, ja selbst die Predigten erzählten einfach die erbaulichen Wundergeschichten, oft ausgeschmückt und spannend erzählt - aber ohne zu erklären, was der Autor mit diesen Geschichten wirklich sagen wollte.

Gottseidank haben wir in den letzten Jahrzehnten da einiges dazugelernt; die Ergebnisse der Bibelforschung sind endlich auch bis zur „Front“ durchgedrungen.

Gerade bei der heutigen Fischfangwundergeschichte wird das wieder einmal sehr deutlich. Das bloße Wunder - zwei Fischerboote randvoll mit Fischen trotz unmöglicher Fangzeit - mag recht nett zu hören sein; vielleicht „erhebt es auch den christkatholischen Geist“, wie man früher sagte - aber es bleibt völlig an der Oberfläche.

Dabei ist die Geschichte gespickt mit Schlüsselworten, die uns auf die richtige Fährte bringen können.

Der Rahmen der Erzählung wird durch einige Einzelheiten abgesteckt: am Ufer des „galiläischen Meeres“, des fischreichen Sees Gennesaret reparieren erschöpfte und enttäuschte Fischer zerrissene Netze.

Jesus läßt sich von Schimon ein wenig hinausrudern, damit er ein paar Meter vom Ufer entfernt den Menschen predigen kann, denn - und das ist die entscheidende Bemerkung! - die Menschen drängen sich zu ihm, um das Wort Gottes zu hören!

Erinnern sie sich an die Geschichte, als Jesus mit der Samaritanerin am Brunnen gesprochen hat? Da kommen die Leute - in typisch samaritanischen weißen Kleidern - scharenweise von der Stadt herab, um das Wort Gottes zu hören, und Jesus sagt zu seinen Aposteln: „Die Felder sind weiß zur Ernte!“. Und an einer anderen Stelle sagt er: „Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden.“

Es geht bei unserer Perikope also gar nicht um Fische, die auf wunderbare Weise in Massen ins Netz gehen - es geht um Menschen, die gefangen werden sollen.

An dieser Stelle begehen die meisten Ausleger einen logischen Fehler, der von weitreichender Bedeutung ist. Schauen wir uns doch das Bild einmal näher an!

Wenn man Fische aus ihrem Element, dem Wasser herauszieht, dann bedeutet das für sie den Tod. Hier kann also die Pointe nicht liegen, denn Jesus will ja nicht, daß die Apostel die Menschen zu Tode bringen.

Bei Menschen ist die Sache nämlich umgekehrt! Wenn Jesus die Apostel dazu auffordert, „Menschen zu fischen“, also Menschen aus dem Wasser herauszuziehen, dann werden sie ja vor einem gefährlichen, feindlichen Element gerettet!

### **Menschen dagegen ertrinken im Wasser!**

Das Bild vom Ertrinkenden, über dem die Wellen zusammenschlagen, ist in der Bibel sehr verbreitet.

Im Ps 88 heißt es: „... all deine Wogen stürzen über mir zusammen.“ oder im Buch Jona: „... mich umschlossen die Fluten, all deine Wellen und Wogen schlugen über mir zusammen.“

So wird die ganze Geschichte schlagartig klar, und sofort wird auch deutlich, daß sie eine unendlich tiefere und wichtigere Bedeutung hat, als wenn sie ein bloßes Wundergeschichtlerl wäre.

Jesus fordert seine Freunde auf, Menschen zu retten: Menschen, die voller Angst, voller Panik sind; Menschen, die in Gefahr sind, ihr Leben zu verlieren; Ertrinkende, Verzweifelte; Menschen ohne Ziel und ohne Lebenssinn.

Warum haben sich denn die Leute so zu ihm gedrängt, wie es anfangs heißt?

Weil er ihnen etwas zu sagen hat, das Rettung und Leben verheißt, das ihnen Sinn und Aufatmen bringt.

Machen wir doch einen Sprung in die heutige Zeit, zu den Nachfolgern der Menschenfischer Jesu!

„Aber Herr, wie sollen wir denn die Leute aus dem Meer der Sinnlosigkeit herausziehen? Das schafft doch keiner! Wir haben längst resigniert. Die Statistiken zeigen doch, daß immer mehr Menschen depressiv werden, daß immer weniger einen Sinn in ihrem Leben sehen. Was können wir da schon ausrichten!“

Jesus erklärt nichts. Er sagt nur: „Fahr hinaus ins tiefe Wasser, mitten hinein in die Gefahr, - und wirf dort deine Netze aus!“

Netze zum Fangen? Nein, Netze zum Festhalten, zum ans Land ziehen, zum Retten!

Natürlich braucht man da Vertrauen, denn Netze sind nichts Stabiles, nichts Festes; aber wenn sie an einer Stelle zerreißen, dann kann man in andere Maschen fassen.

Hauptsache, es geht in Richtung Land, in Richtung Rettung, in Richtung Sicherheit, in Richtung Gott.

Zum Trost sei gesagt: auch das Boot, in dem wir sitzen, das Boot der kirchlichen Gemeinschaft, ist so stabil nicht. Es schwankt manchmal ganz schön hin und her, so daß manche überlegen, ob sie nicht über Bord springen sollen, um aus eigener Kraft das rettende Ufer zu erreichen; und manche, die sich am Netz festhalten, wollen überhaupt nicht ins Boot gezogen werden - ob sie nicht auch so das feste Land erreichen?

Eines jedenfalls ist sicher: die Netze sollen Halt geben, und nicht erst recht untertauchen! Sie dürfen auch kein kunstvoll gestaltetes Spinnwebgewebe sein, das bei festerer Berührung sofort zerreißt, sondern müssen griffig und vertrauenserweckend sein. Und sie dürfen auch kein Schauobjekt sein, an dem ein Schild das Berühren verbietet!

Ohne Bild gesprochen: Die frohmachende Botschaft, die Botschaft von der bedingungslosen, unendlichen, stets verzeihenden Liebe Gottes, die wir den nach Sinn lechzenden Menschen zu sagen haben, darf nicht verfälscht werden durch starre Formeln, leere Riten und gesetzliche Zwangsjacken! Sie muß dem Auftrag Jesu dienen, Menschen Halt, Sinn, Leben zu geben - also aus Mühsal, Angst, Leere, Tod „herauszufischen“.

Dabei gilt immer: „Fürchte dich nicht“. Obwohl Du ein Sünder bist, einer, der immer in Gefahr ist, die Verbindung mit Gott zu verlieren (vergessen Sie nicht: Petrus, der erste Papst, hat sich als Sünder bekannt!): hab einfach Vertrauen, denn Gott ist der „Herr der Ernte“, nicht Du.

AMEN

# 6. Jahressonntag

## Thema: Vertrauen

**Lesg./Ev.: Jer 17,5-8; 1Kor 15,12.16-20; Lk 6, 17.20-26**

**Erstellt am 14.02.1998**

**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Die vorgegebenen (gesetzlich denkende Mitbrüder würden lieber sagen: vorgeschriebenen) Lesungen machen mir immer wieder mal Schwierigkeiten. Entweder passen sie nicht zueinander und zum Evangelium (außer, man zieht den gemeinsamen Nenner an den Haaren herbei), oder sie sind so schwierig zu verstehen, daß man für jede Lesung einen eigenen Vortragsabend bräuchte, oder sie sind unserer Kultur und unserem Denken dermaßen fremd, daß man sich fragt, was diese Lesungen in einem Gottesdienst des 20. Jahrhunderts zu suchen haben.

Natürlich könnte man das Ganze auf sich beruhen lassen, nach dem Motto: „Die da oben werden sich schon etwas gedacht haben dabei“, oder - noch naiver - nach dem Grundsatz: „Das ist Gotteswort - und daran darf man nicht rütteln“. Leute mit solchen „Argumenten“ müssen sich die Frage gefallen lassen, warum man dann nicht alttestamentliche Lesungen in hebräisch und neutestamentliche in griechisch vorlesen muß, wobei das Problem auftaucht, welche von den vielen Textvarianten denn nun ursprünglich sei - ganz abgesehen davon, daß mittlerweile nur noch Sekten davon ausgehen, daß Gott die Bibel sozusagen „in die Feder diktiert“ habe.

Auch heute wieder könnte man ein Quiz veranstalten: Wer findet wohl einen gemeinsamen Nenner der heutigen Lesungen und der Evangelienperikope?

In der Jeremia-Perikope geht es um Leute, die nur auf ihresgleichen vertrauen, und die - in einem Bildwort gesprochen - dürr und leblos bleiben. Umgekehrt - so Jeremia - sind Menschen, die sich in Gott verankert haben, voller Leben, Kraft und Saft - auch wenn äußere Belastungen auf sie zukommen.

Paulus dagegen wendet sich in der berühmten Korintherbriefstelle gegen die Auffassung, daß Jesus gar nicht auferweckt wurde. Wenn das so wäre, argumentiert er, dann wäre auch euer Glaube sinnlos, denn an der Tatsächlichkeit der Auferstehung hängt ja die ganze Frohbotschaft. Und wenn gewisse Leute einerseits von der Frohbotschaft überzeugt sind, andererseits aber nicht an die Auferstehung glauben können- so folgere nun ich weiter - , dann ist das absolut schizophoren. Eine solche Unlogik ist vergleichbar mit der Auffassung, daß ein Verstorbener nur im Gedächtnis der Hinterbliebenen weiterlebt. Erst kürzlich stand in einer Todesanzeige, die sich seit 1989 jährlich in der Zeitung wiederfindet: „Wahre Freunde sterben nie, denn tot sind nur die, die vergessen werden.“ - Na, wenn den „Motorclubbrothers“ das als Trost genügt ...

Mittlerweile kommt es mir so vor, als gäbe es vielleicht doch einen gemeinsamen Nenner bei diesen beiden Lesungen: Jeremia preist einen Menschen, der sich ganz auf Gott verläßt, der ihm - und niemand anderem - vertraut; und auch Paulus setzt auf Vertrauen! Denn ohne die Glaubwürdigkeit der Auferstehungszeugen, ohne deren begeistertes Bekenntnis zum lebendigen Christus können wir uns kaum erlöst und befreit fühlen, ebensowenig, wenn wir Gott nicht zutrauen, daß seine

Liebe zu uns ewig ist und er uns deshalb niemals „vergessen“ wird. Das wiederum - ganz im Gegensatz zur eben zitierten Todesanzeige - ist für uns die Gewähr, ja Garantie, daß wir ewig leben werden.

Wenn jetzt auch noch im Evangelium dieses Thema aufscheint, dann will ich alles zurücknehmen, was ich vorhin über die „Inkompatibilität“ der Lesungen gesagt habe - wenigstens für diesen Sonntag.

Worum geht es bei Lukas? Von ihm lesen wir heute einen Teil der Feldrede - so eine Art Parallelstück zur Berglehre des Mattäus. Die Ähnlichkeiten beider Reden dürfen uns nicht überraschen: sowohl Mattäus, als auch Lukas hatten eine gemeinsame Quelle, in der Reden Jesu gesammelt waren (die Wissenschaft nennt diese Logienquelle abgekürzt „Q“). Im Gegensatz zu Mattäus stellt Lukas vier Seligpreisungen vier „Wehesprüche“ gegenüber. Markus dagegen kennt die Quelle anscheinend nicht, jedenfalls fehlt bei ihm Entsprechendes.

Warum Lukas im Gegensatz zu Mattäus vieles wegläßt, hat sicher damit zu tun, daß er für nichtjüdische Leser, also für Heidenchristen geschrieben hat. Vieles, was für Juden interessant ist, war ja den Heiden völlig fremd. Aber leider geht dadurch auch etwas unter, was bei Mattäus noch überaus deutlich wurde - sie werden es schon ahnen - es geht um das Vertrauen!

Die Berglehre - in gewissem Maße aber auch die Feldrede - ist ein einziger Appell an das unbegrenzte, unbedingte Vertrauen Gott gegenüber, auch und gerade unter widrigsten Umständen - und nicht, wie es im Kommentar zur Jerusalemer Bibel heißt, das „Programm eines tugendhaften Lebens“.

Wie gesagt, bei der heutigen Lukasperikope tritt dieser Aspekt etwas zurück, und dadurch war es auch so schwierig, auf unseren gemeinsamen Nenner zu kommen. Würde man aber das Neue Testament zur Hand nehmen und den Lukastext weiterlesen, dann fände man genug Belege dafür, daß auch bei ihm das Vertrauen Gott gegenüber an erster Stelle steht.

Na, die Kurve hätten wir gekriegt, wenn auch mit etwas Gedankenakrobatik. Aber leider funktioniert das nicht jedesmal, und deshalb wundern Sie sich bitte nicht, wenn ich mich hin und wieder einmal auf **eine** Lesung (nämlich die einfachere oder verständlichere) beschränke, wie es in vielen Pfarreien gehandhabt wird; bei Familiengottesdiensten eventuell sogar nur auf ein Evangelium. Denn auch in der Liturgie gilt, was Jesus von **jeder** Art Vorschrift oder Gesetz sagt: „Der Mensch ist nicht für den Sabbat da, sondern der Sabbat für den Menschen!“

Nichts für ungut - aber das mußte halt mal gesagt sein!

AMEN

# 1. Fastensonntag (Familiengottesdienst)

**Thema: Versuchung Jesu**  
**Lesg./Ev.: Lk 4,1-13**  
**erstellt am 27.02.1998**  
**von E. Gottsmann, OStR**

## **Einleitung:**

Liebe Mädels und Buben, liebe Erwachsene!  
Heute ist der erste von fünf Fastensonntagen. Sechs Wochen trennen uns von Ostern, und in diesen Wochen haben wir so richtig Gelegenheit, einiges in Ordnung zu bringen, was sich inzwischen an Fehlern und Unordnung eingeschlichen hat. Wenn wir wissen wollen, wie wir sein sollten, brauchen wir nur auf Jesus zu schauen. Er ist ein Mensch, so wie Gott sich ihn wünscht.

## **Schuldbekennnis**

Wir sind noch weit von so einem Idealmenschen entfernt. Deshalb müssen wir immer wieder um Verzeihung bitten - untereinander und Gott.  
Ich bekenne ...

## **Tagesgebet:**

Gott, unser Vater!  
Du hast uns Jesus gesandt als Licht, wenn es dunkel ist; als Weg, wenn wir nicht mehr ein noch aus wissen; als Brot, wenn wir Kraft brauchen auf unserem Lebensweg. Laß uns an Jesus erkennen, wie wir zu guten Menschen werden können. Darum bitten wir dich durch Jesus Christus, unseren Herrn.

## **Predigt I.**

[Ein Kind zeigt ein gelbes Tuch vor]

Spr.: Manchmal ist es hell in uns. Wir sehen klar. Wir haben ein Ziel. Wir kennen den Weg. Wir spüren in uns Freude.

[Ein Kind zeigt ein schwarzes Tuch und verdeckt das gelbe]

Spr.: Manchmal ist es in unserem Leben finster.

Wir kennen uns nicht aus. Wir sind niedergeschlagen und mutlos. Wir spüren in uns Dunkelheit, Freudlosigkeit, vielleicht sogar Haß.

## **[Plakat „haben wollen“ wird vorgezeigt]**

Spr.: Wir wollen vieles haben.

Wir setzen viel Kraft ein, um das zu bekommen, was wir haben wollen. Der Neid frißt in uns, wenn andere etwas besitzen, was wir nicht haben.

Manchmal wird uns das Haben dann wichtiger als Gott oder die Nächstenliebe.

## **Evangelium I.**

Pr.: Heute erzähle ich euch, wie Jesus selbst versucht wurde, Böses zu tun.

Jesus war 40 Tage und Nächte in der Wüste. Er hat gebetet und gefastet. Er wollte Gott ganz nah sein. Da trat der Versucher, an Jesus heran: „Wenn Du Gottes Sohn bist, so befehl diesem Stein, zu Brot zu werden!“

Jesus aber erwiderte: „Nicht nur von Brot lebt der Mensch, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt.“ (Mt 4,4)

Man könnte auch so sagen:

Besorg dir doch mit allen Mitteln, was du dir wünschst: Nahrung - Kleidung - Wohnung - Vergnügen - Luxus. Jesus aber ist das alles nicht so wichtig; ihn interessiert vor allem, was GOTT wünscht!

## **Predigt II.**

[Zweites Plakat „Gelten wollen“]

Spr.: Wir möchten gerne etwas gelten. Wir möchten bewundert und bestaunt werden. Wir möchten so etwas wie ein Star, ein Superstar sein. Was tun wir nicht alles, um uns Geltung zu verschaffen?

Aber oft machen wir uns dabei lächerlich. Um zu gelten, mogeln und schwindeln wir. Wir ärgern uns, wenn andere besser sind als wir.

## **Evangelium II.**

Pr.: Wörtlich heißt es weiter:

Darauf nahm ihn der Versucher mit sich in die heilige Stadt, stellte ihn oben auf den Tempel und sagte zu ihm: wenn du Gottes Sohn bist, so stürz dich hinab; denn es steht geschrieben: Seine Engel bietet er auf für dich, und sie werden dich auf Händen tragen, damit dein Fuß nicht an einen Stein stößt. Jesus antwortete ihm: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen!“

Man könnte die Geschichte auch so erzählen:

Du mußt dich bemerkbar machen durch eine große, durch eine ungewöhnliche Tat! Du mußt ein großes Zeichen setzen, ein Spektakel, einen Zirkus aufziehen. Dann werden die Menschen Augen und Ohren aufreißen über dich. Sie werden sagen: himmlisch - göttlich. Dann werden sie dich bestaunen, bewundern und anbeten. (Mt 4,5-7)

Auch das will Jesus nicht - er will GOTT in den Vordergrund stellen, nicht sich selbst.

## **Predigt III.**

[Drittes Plakat „bestimmen wollen“]

Spr.: Wir möchten gerne bestimmen - Macht haben - befehlen. Wir möchten gerne recht haben. Nur unsere Meinung darf gelten. Die anderen sollen auf uns hören und uns gehorchen!

## **Evangelium III.**

Pr.: Wörtlich heißt es im Evangelium:

Wieder nahm ihn der Versucher mit sich und führte ihn auf einen sehr hohen Berg; er zeigte ihm alle Reiche der Welt mit ihrer Pracht und sagte zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du vor mir niederfällst und mich anbetest.

Da sagte Jesus zu ihm: Weg von mir, Satan! Denn es steht geschrieben: Den Herrn, deinen Gott sollst du anbeten und ihm allein dienen.

Man könnte es auch so erzählen:

Der Versucher trat an Jesus heran und sagte ihm: Verschaff dir Macht! Verbünde dich mit den Mächtigen! Geld ist Macht. Besitz ist Macht. Waffen sind Macht. Wenn du den Gipfel der Macht erstiegen hast, werden sie alle auf dich hören und dir gehorchen. Bete die Macht an, und du wirst der Erste, der Größte sein! (Mt 4,8-10). Jesus möchte aber nicht herrschen, sondern dienen. Er will das Reich Gottes, das Reich der Liebe, nicht der Welt aufzwingen, sondern in Freiheit anbieten.

### **Abschluß der Predigt:**

Liebe Mädels, liebe Buben!

Viele große Menschen der Vergangenheit und in der Gegenwart haben diese Versuchungen gehabt: „haben wollen“, „gelten wollen“ und „bestimmen wollen“. Und alle, die ich kenne, sind darauf hereingefallen - sie haben ihre ganze Kraft dafür eingesetzt, reich zu werden, berühmt zu werden oder andere beherrschen zu können.

Jesus dagegen hat es geschafft, all diese Versuchungen zu besiegen. Ihm war allein wichtig, was Gott von ihm verlangte. Und das ist das gerade Gegenteil von Haben, Gelten und Bestimmen. Genau wie Gott selbst wollte Jesus sein. Und der gönnt den Menschen alles Gute, er beschenkt sie mit allem, was sie brauchen, er läßt sie gelten und sorgt dafür, daß sie frei und froh sein können.

Weil Jesus genauso denkt und handelt wie Gott, deshalb nennen wir ihn auch „Sohn Gottes“ - und deshalb ist er auch unser großes Vorbild.

Wenn wir es wenigstens ein bißchen schaffen, wie er zu sein, dann sind auch wir Söhne und Töchter - also Kinder - Gottes!

AMEN

### **Fürbitten:**

Heute wollen wir einmal hinsetzen und ganz still sein, und Gott um manches bitten, was uns auf dem Herzen liegt.

... STILLE ...

Herr, erfülle unsere Bitten durch Christus, unsern Herrn. AMEN

### **Gabengebet:**

Herr, unser Gott, wir bringen dir dar das Brot und den Wein. Nimm unsere Gaben an als ein Zeichen unserer Bereitschaft, dir auch unser Leben dir zu übergeben. Wir wollen in deiner Liebe leben. Das erbitten wir durch Christus, unseren Herrn. Amen.

### **Präfation:**

Es ist gut und recht, daß wir dir, du großer und guter Gott, für Jesus Christus, unseren Herrn, danken. Er gab uns ein Beispiel, wie ein Mensch so leben kann, daß du Freude an ihm hast. Zu jeder Zeit hat er deinen Willen erfüllt. Er war ganz eins mit dir. Er hat dem Bösen widerstanden und die Versuchung überwunden. Er hat nur deine Ehre gesucht.

Wir danken dir für sein Leben im Geist der Liebe, der uns lehrt, dich als Gott anzuerkennen, dich zu verherrlichen, dich zu loben und zu preisen:

### **Sanktuslied**

## **Kommunionmeditation:**

1. Glücklich der Mensch,  
der nicht nach dem Vorbild der Bösen lebt,  
der die Wege nicht betritt, die ihn in Schuld führen.  
Der sich nicht bei denen mitmacht,  
die spöttisch über Gott und über Menschen, reden.

2. Glücklich der Mensch,  
wer Gottes Weisungen in seinem Herzen aufnimmt und über sie Tag und Nacht  
nachdenkt.

3. Der ist wie ein Baum, der an einem Wasserlauf steht; der Kraft hat, Frucht zu  
tragen, wenn es Zeit ist, und dessen Blätter nicht verwelken.  
Glück und Gelingen liegen über seiner Arbeit.

4. Denn Gott begleitet die Seinen, die ihn suchen.  
Er führt sie an das Ziel, das er im Auge hat.  
Der Schritt des Gottlosen aber verhallt und verliert sich in der Nacht.

## **Schlußgebet:**

Herr, unser Gott, dank deiner Liebe und Güte haben wir das Brot des Lebens  
empfangen und durch die Gemeinschaft untereinander den Glauben der andern  
erfahren dürfen. - Steh uns bei, unseren Alltag bestehen zu können, daß er dir  
gefällt. Das erbitten wir durch Christus, unsern Herrn. Amen.

## 2. Fastensonntag

**Thema: Taborstunde**  
**Lesg./Ev.: Lk 9,28b-36**  
**Erstellt am 07.03.1998**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Von einer „Taborstunde“ spricht man, wenn jemand ein besonders begnadetes und beglückendes Erlebnis hat. Wenn dieses Wort auch selten gebraucht wird und nicht einmal im Duden zu finden ist - man weiß doch sofort, daß es sich auf die Verklärung Jesu auf dem Berg Tabor bezieht. Auf dem Berg Tabor? Wo steht denn das in der heutigen Lukasperikope?

Sie werden lange suchen - im Neuen Testament kommt dieser Name überhaupt nicht vor! Es heißt einfach nur wörtlich übersetzt: „Es geschah aber nach diesen Reden, ungefähr acht Tage ... [dieser Teil in unseren liturgischen Büchern unterschlagen], da nahm er Petrus und Johannes und Jakobus zu sich und stieg hinauf auf **den** Berg -  $\epsilon\iota\varsigma\ \tau\acute{o}\ \acute{\omicron}\rho\omicron\varsigma$  - [dieser Teil wird in unseren liturgischen Büchern mit „auf einen Berg“, also falsch übersetzt], um zu beten.

Halten Sie mich bitte nicht für pingelig, wenn ich den Text so genau analysiere - aber erst so wird häufig klar, was da eigentlich gemeint ist.

„Acht Tage nach diesen Reden“ - nach welchen Reden? fragt man sich unwillkürlich. Lukas will uns daran erinnern, daß vor einer Woche Jesus seinen Jüngern eröffnet hat, daß er „viele erleiden“ müsse und „von den Ältesten, den Hohepriestern und Schriftgelehrten verworfen“ wird. „Er wird getötet werden, aber am dritten Tag wird er auferstehen“.

Diese schockierende Voraussage macht Jesus nicht etwa in einem Anfall depressiver Stimmung, sondern kurz, nachdem Petrus ihn als Messias bekannt hatte. Eigentlich ein Grund zur Freude! Das Bekenntnis des Petrus, sozusagen des Kurssprechers, zeigt Jesus, daß sie seiner Sendung glauben und seiner Person vertrauen. Andererseits fürchtet Jesus zu Recht, daß seine Talmidim, seine Schüler, mit der Vorstellung des Messias etwas völlig anderes verbinden als er: Messias heißt für sie: mächtiger Herrscher, politischer Befreier, Sieger über die Feinde, gottgesandter Nationalheld.

Jesu Leidensweissagung soll diese recht irdischen Vorstellungen korrigieren: nicht der triumphale Sieger will er sein, sondern „Knecht Gottes“, der schon im Alten Testament angekündigt wird; der leiden muß und vorübergehend dem Haß seiner Gegner unterliegt, aber letztlich doch siegen wird, weil Gott zu ihm steht und ihn aus dem Tod in seine Herrlichkeit ruft.

Seien wir ehrlich: Wenn ein lieber Freund uns vor seiner Operation sagen würde, daß er diesen Eingriff nicht überleben wird, weil er weiß, wie es in Wirklichkeit um ihn steht - würden wir ihm dann glauben? Sicher würden wir die Sache bagatellisieren: „Na, das wird schon werden! Du wirst sehen: bestimmt wirst Du wieder ganz gesund!“ Und wenn dann der Fall tatsächlich eintritt, wären wir genauso geschockt, als hätte uns der Freund niemals vorgewarnt.

Ähnlich muß es den Freunden Jesu gegangen sein. Auch ihnen wird es nicht entgangen sein, daß sich die Situation in Jerusalem dramatisch zugespitzt hat; daß die „Glaubenskongregation“ des Jüdischen Glaubens bereits beschlossen hat, diesen „Ketzer“ zu beseitigen (damals hatte man noch nicht so elegante Methoden wie heute!). Trotzdem haben sie die Augen verschlossen, ähnlich wie wir die Augen vor unserem eigenen unausweichlichen Tod verschließen.

Lukas, der Grieche mit profunder Bibelkenntnis, zieht nun alle Register der alttestamentlichen Symbolik, um uns den Sinn dieses scheinbar sinnlosen Geschehens deutlich zu machen. Denn ein Messias, der scheinbar an seiner Sendung scheitert, der gefoltert und umgebracht wird, bevor er noch Großes bewirken kann - wie kann der von Gott gesandt sein, wie kann der uns Befreiung und Erlösung bringen.

Zunächst versetzt uns Lukas in eine gewisse Passionsstimmung. Wie am Vorabend des Karfreitag zieht sich Jesus allein zum Gebet zurück, es ist Nacht geworden, die Jünger schlafen.

Dann aber läßt Lukas etwas geschehen, das die ganz großen Zusammenhänge der Heilsgeschichte begreifen läßt.

Jesus ist auf **dem Berg** (erst spätere Überlieferung läßt ihn der Tabor sein, inspiriert vom Ps 89: „Tabor und Hermon jauchzen bei deinem Namen“) - genau wie Mose auf dem Berg der Offenbarung war; sein **Gesicht leuchtet** - genau wie das Gesicht des Mose Licht ausstrahlte, nachdem er Gott auf dem Berg begegnet ist; die **Hütten**, die der verwirrte Petrus zu bauen vorschlägt, spielen auf das Laubhüttenfest, die Gottesoffenbarung der Wüstenzeit, an; die **Wolke** ist - wie bei der Offenbarung des Gesetzes an Mose - ein Bild für die Gegenwart Gottes; die **Angst**, die die Jünger befällt, zeigt im Alten Testament meist die Gegenwart Gottes an; und schließlich erscheinen Mose und Elija selbst! Der eine ist Repräsentant des Gesetzes, der andere der Repräsentant der Propheten, der größte von allen.

Noch geballter hätte man kaum darauf anspielen können, noch deutlicher hätte man kaum die Stirn darauf stoßen können! Und wem das alles noch immer nicht völlig klar ist - spätestens jetzt, da Gott selbst ihn seinen Sohn, seinen Erwählten, nennt, auf den wir alle hören sollen - spätestens jetzt müßte allen klar sein, daß Jesus nicht ein gescheiterter falscher Prophet ist, sondern **der, der von Gott durchleuchtet dessen Auftrag erfüllt, der Gesetz und Propheten überbietet, der mehr als Mose und Elija den Willen Jahwes offenbart.**

Es ist völlig egal, ob Lukas hier auf eine historische Begebenheit aus dem Leben Jesu Bezug nimmt oder ob er im nachhinein, nach Ostern, eine deutende Geschichte erzählt - wichtig ist allein, daß Lukas uns seinen Glauben vermitteln will: den Glauben, daß Jesus trotz Leiden und Kreuzigung der von Gott gesandte und beglaubigte Messias, der Erlöser der Menschen ist.

„**Mußte** nicht der Messias all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen?“ (Lk 24,26) läßt derselbe Lukas den Auferstandenen den Emmaus-Jüngern, und damit uns allen, sagen.

**Leiden und Tod als Durchgang zur Herrlichkeit** - nicht nur für den Messias gilt dieses Gesetz; es gilt für uns alle. Aber vielleicht sind wir genauso verwirrt wie die Apostel nach der Verklärung - weil unser Glaube, unser Vertrauen den Worten Jesu gegenüber genauso schwach ist?

Aber: „**Müssen** wir nicht auch wir all das erleiden, um so auch in unsere Herrlichkeit zu gelangen?“

AMEN

# 3. Fastensonntag

## Thema: Mahnung zur Umkehr

Lesg./Ev.: Lk 13,1-9

Erstellt am 17.03.1995

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Die Frohe Botschaft von der grenzenlosen Liebe Gottes verführt manch oberflächlichen Menschen zu einer Einstellung, die man als sträflich leichtsinnig bezeichnen könnte. Der widerliche Schlager: „Wir kommen alle, alle, alle in den Himmel, weil wir so brav sind“ drückt solch eine Geisteshaltung aus.

Wenn auch wahr ist, daß die Liebe Gottes bedingungslos und unverlierbar ist - ebenso wahr ist, daß wir durch Egoismus, Konsumismus und mangelnden Ernst an unserem Heil vorbeilaufen können, daß wir Chancen verpassen und durch Lieblosigkeit schuldig werden können.

Wie schon die Propheten des Alten Testaments macht auch Jesus immer wieder klar, daß unser Leben kein Vergnügungspark mit garantiertem Happy End ist, sondern stetige Anstrengung erfordert, Heil zu finden und Heil zu vermitteln. Dabei greift er auch durchaus auf drastische Mahnungen, ja Drohworte zurück, so wie ein guter Pädagoge seinen Zöglingen zu deren eigenem Besten immer wieder mal den Kopf waschen muß.

Im heutigen Evangelium bezieht sich Jesus auf zwei Katastrophen, über die uns keine genauen Informationen mehr bekannt sind. Daher sind wir auf Vermutungen angewiesen über das, was damals die Gemüter so erregt hat.

Der erste Hinweis bezieht sich auf eine Reihe von Galiläern, die Pilatus umbringen ließ, als sie gerade ihr Opfer darbrachten. Daß es sich gerade um **Galiläer** handelte, ist leicht verständlich - die Galiläer waren damals berühmt für ihre Hitzköpfe. Sie hatten den Ruf von „sturen Hinterwäldlern“ - und von 10 Aufständen gingen bestimmt 8 von ihnen aus.

Gerade um die Zeit, von der hier die Rede ist, plante Pilatus, daß Jerusalem besser als bisher mit Wasser versorgt werden sollte. Er stellte also den Antrag auf Bau einer neuen Wasserleitung und schlug vor, dafür bestimmte Tempelgelder zu verwenden. Die damaligen Juden regte allein schon der Gedanke auf, daß diese gottgeweihten und von Heiden unberührten Gelder für einen solchen Zweck verwendet werden sollten, und daher demonstrierten sie lautstark gegen eine solche Zumutung.

Aus heutiger Sicht heraus handelte Pilatus sicher richtig und weitsichtig; aber der Fanatismus der Leute wollte die Notwendigkeit einer solchen Maßnahme einfach nicht einsehen. Es blieb wohl Pilatus nicht allzuviel übrig, als Soldaten in Zivil unter die Demonstranten zu schicken, die allerdings nicht mit Schwertern, sondern mit Knüppeln bewaffnet waren.

Aber wie es auch heute manchmal so geht: allem Anschein nach heizten sich die Gemüter dermaßen auf, daß die Soldaten weit über ihren Befehl hinaus zuschlugen, so daß eine beträchtliche Anzahl von Menschen dabei ums Leben kam.

Mit einiger Wahrscheinlichkeit ist die Feindschaft zwischen Herodes Antipas, dem Landesherrn von Galiläa, und Pilatus, dem Römischen Gouverneur, darauf zurückzuführen. Sie erinnern sich sicherlich an die Schriftstelle bei Lukas, wo die beiden sich erst aussöhnten, nachdem Pilatus den gefangenen Jesus zu Herodes geschickt hatte und so dessen Kompetenz anerkannte.

Bei dem zweiten Ereignis, nämlich dem Einsturz des Turmes von Schiloach, der 18 Todesopfer forderte, tapfen wir etwas mehr im Dunkeln. Man hat vermutet, daß es sich um Juden handelte, die trotz des Protestes ihrer Landsleute an der Wasserleitung des Pilatus arbeiteten. Wenn es so war, dann hätten ja die Arbeiter ihren Lohn vom Tempelgeld, das nach jüdischer Auffassung Eigentum **Gottes** war, erhalten. - Es ist daher möglich, daß im Volk die Rede umging, der Turm sei deshalb auf sie herabgestürzt, weil sie sich zu dieser Arbeit bereitgefunden hatten und auch das heilige Geld angenommen hatten.

In diesem Abschnitt geht es aber um mehr als bloß um historische Fragen. Die Juden zur Zeit Jesu hielten unbeugsam daran fest, daß **Sünde und Leiden miteinander verknüpft** sei. Im Buch Ijob sagt Eliphas zum Dulder Ijob: „Bedenke doch: Wo ist je ein Unschuldiger umgekommen?“ Diese Mentalität war nicht auszurotten - wenn es jemandem schlecht ging, wenn jemand von einem körperlichen Gebrechen befallen war, dann mußte **er** oder wenigstens seine **Vorfahren** daran schuld sein. Jesus ist aber anderer Meinung. Natürlich verursacht oft persönliche Schuld beim Schuldigen selbst und noch öfter beim anderen schweres Leid - wenn zum Beispiel jemand seine Leber kaputtsäuft oder andere mit Aids ansteckt - aber hier geht es um einen Denkmechanismus, der von Jesus aufs schärfste verurteilt wird.

Heute könnte Jesus es so ausdrücken: „Kümmert Euch doch nicht um die Schuld anderer - packt Euch bei Eurer eigenen Nase, kehrt vor Eurer eigenen Tür, sonst seid **Ihr** die, auf die eine Katastrophe zukommt!“

Das Gleichnis, das Jesus gleich daraufsetzt, greift dieses Thema nochmals auf. Ein **Feigenbaum**, der inmitten eines Weinberges steht (wie häufig in Palästina), laugt nur den Boden aus, ohne selbst Frucht zu bringen. Solche Feigenbäume gibt es oft: Leute, die lieber nehmen als geben, die nur schmarotzen können, aber nicht bereit sind, für andere etwas Positives zu leisten. Solche Menschen, meint Jesus, gehören eigentlich ausgerottet. Aber unbegreiflich, wie Gott ist, gibt er jedem Menschen eine neue Chance.

Petrus kann ein Lied davon singen, und jeder von uns sicher auch. Aber auch dann, wenn Gottes Güte grenzenlos ist gegenüber denen, die fallen und sich immer wieder erheben, ist irgend einmal die allerletzte Chance da. Wenn der Ruf Gottes immer und immer wieder vergeblich ist, wenn wir eine Gelegenheit nach der anderen ausschlagen, dann kommt einmal der Tag, an dem nicht **Gott** uns ausschließt, sondern wir uns selbst. Das ist der eindringliche Bußruf an uns alle, der uns in dieser österlichen Bußzeit, der Zeit der Umkehr also, zu denken geben muß.

AMEN

## 4. Fastensonntag

**Thema: Der verlorene Bruder des verlorenen Sohns**

**Lesg./Ev.: Lk 15,1-3.11-32**

**Erstellt am 14. März 1998**

**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Vielleicht kennen Sie das Spiel, das manchmal eine gesellige Runde auflockert: jeder antwortet reihum auf die Frage: „Wenn du auf eine einsame Insel verschlagen würdest und du die Wahl hättest - welches Buch würdest du mitnehmen?“

Eine ähnliche Frage habe auch ich mir gestellt: „Wenn du dir nur ein einziges Gleichnis oder eine Begebenheit aus der Bibel aussuchen dürftest, wofür würdest du dich entscheiden?“ - Sie haben es bereits erraten: es ist das Gleichnis vom Guten Vater, das wir soeben gehört haben.

Diese Geschichte vom guten Gott dient stets neu zur Korrektur meines Gottesbildes, denn wie bei den meisten von ihnen drängt sich auch bei mir von Zeit zu Zeit der seit Kindheit eingetrichterte strafende, rächende Gott in den Vordergrund, dessen Gerechtigkeit verdächtig nach menschlichen Maßstäben riecht!

Es ist für mich immer wieder befreiend zu erfahren, daß Jesus nicht müde wird, den liebenden und erbarmenden Gott zu verkünden.

Interessant: die Gerechten damals und heute waren durchaus mit dieser Lehre einverstanden, solange man nicht folgerichtig weiterdenken mußte. Jesus aber dachte nicht nur konsequent weiter, er handelte auch konsequent!

So erspart Jesus denen, die eigentlich büßen müßten, die Buße und feiert mit ihnen, so - wie es der Vater im Gleichnis tut! Denn dieser orientalisch-würdige Herr vergißt alle kulturellen Gepflogenheiten und läuft dem zurückkehrenden Sohn entgegen, ohne ihm Gelegenheit zu geben, den üblichen Hand- oder Fußkuß anzubringen. Und vor allem: **der Vater unterläuft das vorbereitete Schuldbekennnis und die Bitte um ein Tagelöhnerdasein, also um Buße!!**

Wie bitte: dieser Sünder muß seine schweren Sünden **nicht** nach „Art und Zahl“ bekennen, wie es im heutigen Kirchenrecht heißt? Und habe ich richtig gehört: dieser Verbrecher bekommt **keinerlei Buße** aufgebrummt (beispielsweise drei Jahre lang das Klo zu reinigen oder das Geschirr zu spülen oder wenigstens drei Rosenkränze zu beten)?

Das hält kein ordentlicher Gerechter aus, auch kein heutiger.

Nach einem Vortrag über die frohmachende Botschaft von der Vergebung Gottes hat mich ein Mitbruder zur Seite genommen und mich gelobt, daß ich die Liebe Gottes so deutlich herausgestellt hätte. Und dann hat er mir in einem Atemzug vorgeworfen, daß ich die Beichtpflicht viel zu wenig zum Thema gemacht hätte! Sonderbar: anscheinend hält es kein „braver Mensch“ aus, die bedingungslose Liebe Gottes zu Ende zu denken!

Ähnlich dürfte die Reaktion zur Zeit Jesu gewesen sein: Liebe Gottes - freilich! Aber doch nicht **Sündern** gegenüber; und wenn, dann **erst nach ausführlichem Sündenbekenntnis und ausreichenden Bußwerken!**

Weil diese Denkweise immer noch aktuell ist, und nicht mit den Pharisäern von damals ihr Ende gefunden hat, deshalb möchte ich heute auch nicht über den Guten Vater sprechen, auch nicht über den mißratenen Kerl, der nach jüdischem Bewußtsein durch seinen Kontakt mit Heiden, ja sogar mit den unreinen Schweinen aus der Glaubens- und Gottesgemeinschaft herausgefallen und so tief gesunken ist, wie ein Mensch nur sinken kann.

Ich interessiere mich heute vielmehr für den korrekten Bruder, der uns durchaus sympathisch ist, und dem wir insgeheim sicher rechtgeben.

Im Schlußteil unserer Erzählung heißt es, daß sich der ältere Bruder weigert, die Freude des Vaters zu teilen. Für ihn ist das **Verhalten des Vaters anstößig**. Er fühlt sich durch die Art, wie man die Heimkehr eines gescheiterten Tagediebes feiert, zurückgesetzt und beleidigt.

Der Vater muß ihm lange zureden und ihn an die Vorteile erinnern, die er genossen hat, während sein Bruder im Elend dahinvegetiert ist. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß der Vater das **Erbe ja an beide Söhne** verteilte; wenn allerdings der ältere Bruder davon keinen Gebrauch machte, ist das sein Problem, und er darf es dem Vater nicht zum Vorwurf machen.

Wie geht die Geschichte aus? Läßt sich der ältere Bruder überzeugen? - Wir erfahren es nicht. Jesus läßt offen, wie die Geschichte ausgeht.

Er muß es offen lassen, denn **wir selbst** sind es, die seine Erzählung zu Ende bringen. Denn wir alle sind nicht nur die verlorenen Söhne und Töchter; in jedem von uns steckt auch der „korrekte Bruder“, der sich empört über andere, die schlechter sind als er, und der betroffen und oft neidisch reagiert, wenn Gott einem Menschen Gnade gewährt, der sie eigentlich gar nicht verdient hat.

Ist Ihnen eigentlich aufgefallen, daß dieser „heiligmäßige“ Bruder den jüngeren auf unglaublich arrogante und bösertige Weise in den Dreck zieht? Denn die Behauptung, er hätte alles, was der Vater zum Leben hatte, mit Huren zusammen aufgefressen, ist eine reine Unterstellung und geht aus dem ersten Teil der Geschichte überhaupt nicht hervor!

Es will uns halt gar nicht so recht in den Kopf, daß **Gott nie aufhören wird, alle Menschen bedingungslos zu lieben, auch wenn sie noch so sündigen**. Die Überzeugung steckt unausrottbar in uns, daß Gerechtigkeit darin besteht, daß der Gute belohnt und der Böse bestraft wird.

Unter uns Menschen gilt das ja auch; anders ginge es auf der Welt noch chaotischer zu als es jetzt schon der Fall ist. Aber wie wir denken, so muß auch Gott denken, und was wir für richtig finden, muß auch für Gott gelten - so meinen wir. So merkwürdig das ist: es ist uns eigentlich gar nicht recht, daß Gott in Jesus die Sünden aller Menschen auf sich nimmt - nichts anderes bedeutet ja der Kreuzestod. Gut: für uns selbst ist das ja in Ordnung; aber den anderen gönnen wir diese grenzenlose Liebe nicht.

Wir haben anscheinend gar nicht verstanden, in welcher Situation wir selber sind.

Schuldig ist **jeder** von uns, ob er das wahrhaben will oder nicht. Nur bilden wir uns ein, wir könnten durch Einhalten von Geboten, von Regeln oder Ersatzhandlungen die Schuld überwinden. Wir glauben, daß wir mit Gott einen Handel abschließen können, weil wir mit irgendwelchen „Leistungen“ die Schuld neutralisieren könnten. Noch besser ist es, die Schuld auf andere abzuwälzen oder die eigene zu verdrängen; denn dann brauchen wir ja nicht einmal mehr etwas zu „leisten“!

Aber all diese Versuche müssen scheitern, denn keiner unserer Versuche kann unsere Schuld aufheben; im Gegenteil - was wir auch tun, wir geraten immer nur mehr hinein. Wer das einmal erkannt hat, könnte verzweifeln - wenn wir nicht durch Jesus wüßten, daß uns Gott in seiner grenzenlosen Liebe die ganze Schuld schenkt.

Diese Vergebung macht nichts ungeschehen - denn Gott achtet meine Freiheit; aber sie „vergütigt“ alles, weil Gott seine Liebe dagegenhält. **In der Vergebung wird die Schuld nicht ignoriert, sondern in Liebe und Erbarmen verwandelt.**

Wenn ich mir darüber klar bin, dann kann ich nur noch danken. Und noch mehr: dann bin ich auch fähig, **selbst** zu verzeihen. „Vergib uns in dem Maße, wie auch wir vergeben“ - das ist es, was der ältere Bruder nicht verstanden hat, und was auch wir nicht verstehen.

Gönnen wir dem anderen doch die Liebe Gottes, und wenn der andere der größte Verbrecher ist: denn die **einzigste Sünde, die mich vom Erbarmen Gottes ausschließt, ist meine eigene Erbarmungslosigkeit.**

AMEN

# 5. Fastensonntag

## Thema: Liebe oder Gesetz?

Lesg./Ev.: Joh 8,1-11

Erstellt am 28.03.1998

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Die Anhänger Jesu haben immer schon Schwierigkeiten gehabt, die Gedanken ihres Meisters radikal und konsequent nachzuvollziehen.

Denn die heutige Schriftstelle, die zu den Höhepunkten des Johannesevangeliums zählt, hat es sehr schwer gehabt, in die Reihe der kirchlich anerkannten Texte aufgenommen zu werden. In den frühesten Schriftzeugnissen finden wir sie nämlich noch gar nicht, und als sie dann später in das Johannesevangelium eingefügt wurde, erkannte sie die Kirche noch lange Zeit nicht an.

Eines aber gilt als sicher: diese Episode aus dem Leben Jesu ist wirklich passiert! Deshalb wurde sie auch mündlich weiterüberliefert. Den maßgeblichen „kirchlichen Kreisen“ von damals erschien aber diese Jesus-Erzählung viel zu liberal! Denn wie kann man eine so schwere Sünde so leicht lossprechen, wie Jesus es tut? „Wo kämen wir denn da hin, wenn man jedes Verbrechen so leichtfertig abtun würde?“

Der Kirchenvater Augustinus meint denn auch, daß die Männer befürchten könnten, der Text könne ihren Frauen Straflosigkeit für ihre Sünden verschaffen.

Ähnlich ablehnende Reaktionen sind übrigens auch heute zu hören, wenn in Predigten oder Vorträgen von der bedingungslosen, immer verzeihenden Liebe Gottes die Rede ist. Gerade die lebt Jesus ja durch sein Reden und Tun vor, gerade auch und besonders im Fall der Ehebrecherin!.

Woher kommt das nur, daß sich alles in uns sträubt, dieses Verhalten Jesu - und damit Gottes - zu akzeptieren?

Die Schriftstelle läßt uns einen tiefen Einblick in die Mentalität der Schriftgelehrten und Pharisäer von damals und von heute tun. Schauen wir mal genauer hin:

Zunächst einmal ist von keinem Mann die Rede - dabei ist ein Ehebruch ohne einen solchen gar nicht möglich. Könnte es vielleicht sein, daß der nur ein Lockvogel war, um die Frau in eine Falle zu locken? Denn so einfach ist es wohl gar nicht, jemanden „auf frischer Tat zu ertappen“, gerade beim Ehebruch nicht.

Aber wenn man sie erwischt hat, dann ist der Triumph vollkommen: man kann mit Fingern auf sie zeigen, man kann sie verächtlich mit „du Hure!“ beschimpfen, und schließlich kann man sie umbringen - völlig legal, ja mit dem erhabenen Gefühl, der Gerechtigkeit Genüge getan zu haben.

Ein merkwürdiger Mechanismus - der auch jedem von uns bekannt sein dürfte. Oder sollten Sie noch nicht das angenehme Prickeln im Bauch verspürt haben, wenn sie erfahren, daß ein angesehenener Mitbürger wegen Steuerbetrugs eingelocht wurde, oder wenn sie hören, daß sich der Mann einer aktiv tätigen Politikerin scheiden ließ, oder daß ein Nachbar wegen eines Trunkenheitsdeliktes den Führerschein verloren hat?

Das allerschönste dabei ist das angenehme Gefühl, das Recht auf meiner Seite zu haben, „denn wo kämen wir denn hin, wenn man solche Verbrechen nicht bestrafen würde!“

Ich bin mir nicht sicher, wieweit die Schadenfreude oder das ebenso angeborene Bedürfnis nach Rache an diesen Gefühlen Anteil hat. Eines aber scheint mir sicher: Wenn ich auf die Verfehlung eines anderen starre, dann kann ich für eine gewisse Zeit meine eigene Schuld nicht mehr wahrnehmen.

Mir kommt das so vor, als würde ein Mensch inmitten eines verdreckten, chaotischen Zimmers mittels einer Lupe auf einen kleinen Schmutzpfleck starren, den ein Nachbar hinterlassen hat, und würde dann empört auf dessen Unreinlichkeit hinweisen.

Aber in unserer Geschichte geht es nicht nur um die Frau! Obwohl nämlich die Rechtslage völlig klar, und deshalb die Klärung durch einen Rabbi absolut unnötig ist, fragen die Männer Jesus, was sie mit ihr anfangen sollen. Während der Mechanismus der Schuldzuweisung, den ich gerade erwähnt habe, meist unbewußt verläuft, haben wir hier einen klaren Fall von bewußter, vorsätzlicher Gemeinheit. Sie wollen ja Jesus nicht um Rat fragen, sondern ihn schlicht und einfach hereinlegen. Denn wenn er - wie sie es von ihm kennen - auch in diesem Fall für den Menschen, für die Güte und Barmherzigkeit eintritt, dann ist er eindeutig einer, der „Israel verlockt und absprengt“, wie es in einer Talmudstelle heißt - mit anderen Worten, dann ist er ein Anarchist und ein Ketzer.

Diese heuchlerische, hinterfotzige, bösertige Falle beantwortet Jesus merkwürdigerweise nicht mit einem Zornausbruch, sondern mit einer lautlosen Symbolhandlung. Er schreibt nur, auf dem Boden hockend, in den Sand und zitiert dadurch ohne Worte eine Jeremiastelle (Jer 17,3): „Du Hoffnung Israels, Herr! Alle, die dich verlassen, werden zuschanden, die sich von dir abwenden, werden in den Staub geschrieben, denn sie haben den Herrn verlassen, den Quell lebendigen Wassers.“

Mit anderen Worten: diese Leute, Vertreter des Rechts und der Ordnung, des wahren Glaubens und der guten Sitten hält Jesus für gottlos. Ihr Verhalten und ihre Einstellung zeigt deutlich, daß keine Liebe in ihnen ist, also auch Gott nicht, der ja die Liebe ist.

Bedeutet das etwa, es sei gottlos, Gesetze zu achten und deren Verletzung zu ahnden? Keineswegs! Denn ohne Gesetze, Normen, Vorschriften wäre menschliche Gemeinschaft völlig unmöglich!

Was aber Jesus immer wieder und immer auf neue Weise zeigen möchte, ist folgendes:

Jedes Gesetz, jede Norm, jede Tradition ist für den Menschen da, und nicht umgekehrt. Der MENSCH ist im Mittelpunkt - IHM soll es gut gehen, ER soll leben können, ER soll sich frei entfalten können. Und dazu DIENEN Gesetze und Vorschriften! Stützen, Krücken sind sie, die dem schwachen und egoistischen Menschen helfen sollen; denn wenn er ausschließlich lieben würde, dann bräuchte er diese Hilfsmittel nicht mehr.

Wenn aber - wie in unserer Geschichte - Gesetze nur dazu dienen, andere fertigzumachen, dann haben sie ihren eigentlichen Sinn verloren. „Ein Gesetz, das nicht mit Liebe gefüllt ist, ist nicht von Gott, und wenn es das göttlichste aller Gesetze wäre“, sagt Pfarrer Gruber.

Genau darum geht es hier. Jesus verharmlost nicht die Schuld - das tut er nie, denn Schuld ist immer Lieb-Losigkeit und damit Gott-Losigkeit! - er sagt ja der Sünderin zum Schluß: „... geh, und sündige von jetzt an nicht mehr!“

Aber er zeigt, daß bei Gott das Erbarmen im Vordergrund steht, die Liebe, die auch schlimme Fehler verkraften läßt und den Sünder trotz seiner Schuld lieben kann; ja mehr noch: die dem Sünder einen Neuanfang, ein neues Leben ermöglicht!

Und noch etwas tut Jesus: er versucht auch, den „gott-losen Theologen“ zu helfen. Er macht ihnen bewußt, daß ihre eigene Schuld nicht dadurch verschwindet, daß man auf fremde Schuld zeigt; daß die eigenen „Schatten“ nicht heller werden, wenn man den Blick auf den Schatten anderer richtet. „Zieh erst den Balken aus deinem eigenen Auge“, „kehr erst vor deiner eigenen Tür!“, dann kannst du versuchen, mit anderen ins Gericht zu gehen - wenn du dich dann noch traust!

AMEN

# Palmsonntag

## Thema: Einzug Jesu in Jerusalem Lesg./Ev.: Lk 19,28-40; Mt 27,11-54 gehalten am 05.04.98 von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Der Einzug Jesu in Jerusalem ist die Einleitung zum letzten Akt des Lebens Jesu, ein dramatischer Augenblick. Es ist Osterzeit, Jerusalem und die ganze Umgebung wimmelt von Pilgern. Eine Zählung der Opferlämmer durch den römischen Statthalter kam auf fast zweihundertfünfzigtausend Tiere - und da eine Bestimmung lautete, daß an jedem Pessachmahl mindestens zehn Personen sich ein Lamm teilen sollten, so müssen - wenn die Zählung korrekt war - zu Ostern mehr als zweieinhalb Millionen Pilger in und um Jerusalem gewesen sein!

Diese Tatsache muß man vor Augen haben, um zu ermessen, was Jesus in voller Absicht und Planung tat: er hatte in Betanien eine Eselin und deren Füllen bestellt und läßt sie nun durch zwei seiner Schüler holen. Er reitet in Jerusalem ein, genauso wie einige hundert Jahre vorher der Prophet Sacharjahu beschrieben hatte: „Juble laut, Tochter Zion! Jauchze, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir. Er ist gerecht und hilft; er ist demütig und reitet auf einem Esel, auf einem Fohlen, dem Jungen einer Eselin. ... Er verkündet für die Völker den Frieden; seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer und vom Eufrat bis an die Enden der Erde.“

Er demonstriert also - in vollem Bewußtsein, daß er in eine ihm feindlich gesonnene Stadt reitet - daß er Anspruch erhebt, der Messias, der Gesalbte Gottes zu sein.

Schon lange vorher (schon in Galiläa nach der Brotvermehrung) hatte Jesus Schwierigkeiten, der fanatischen Volksmenge klarzumachen, daß seine Vorstellung eines Messias nicht dieselben seien wie die der Masse. Er hatte ihnen damals schon vorgeworfen, daß sie ihn nur deshalb zum König haben wollten, weil er ihren Kragen stopfen und die Römer vertreiben könnte.

Auch diesmal machte es Jesus mehr als deutlich, daß er ein Friedensbote sei; ein Esel ist kein Tier, das man in einer Schlacht brauchen kann. Er illustrierte wieder einmal, daß er nicht kam, um zu zerstören, sondern um die Liebe Gottes weiterzugeben; daß er nicht kam, um zu verdammen, sondern um zu helfen.

So ist der Einzug Jesu in Jerusalem ein letzter Aufruf an die Menschen, sich seiner Vorstellung von einem Messias anzuvertrauen, sich dem Geist Gottes, dem Geist der Liebe zu öffnen.

Das Irre an der ganzen Geschichte ist das: aus Wut, daß Jesus nicht nach ihren umstürzlerischen Vorstellungen handelt, daß er nicht das tut, was sie von ihm verlangen, wollen sie beseitigen, mit allen Mitteln. Und so werfen sie ihm im Angesicht des römischen Statthalters vor, gerade **das** geplant zu haben, was Jesus stets abgelehnt hatte und wozu ihn die Leute zwingen wollten: einen gewaltsamen Aufstand gegen die Römer.

Wenn man das im Gedächtnis behält, dann zeigt die nun folgende Kurzfassung des Leidens Jesu erst so richtig die Wahnwitzigkeit und unbegreifliche Gemeinheit, zu der wir Menschen fähig sind. AMEN

# Karfreitag 1998

## Thema: Kreuz und Leid gehalten am 10. April 1998 15:00 Uhr von E. Gottsmann, OStR

*„O Jesus, wer wird meinem Haupte Wasser geben und meinen Augen ganze Tränenbäche, daß ich Tag und Nacht meine Sünden beweine?“*

*„Nimm mich hin, kreuzige mein Fleisch mit seinen Begierlichkeiten und Lastern. Schneide, brenne, kreuzige in diesem Leben, wie Du willst, auf daß Du mich in der Ewigkeit verschonest“*

Liebe Christen!

Den älteren unter uns werden diese Sätze noch in deutlicher Erinnerung sein: sie entstammen dem Kreuzweg des „Lob Gottes“, das in den 50er Jahren und Anfang der 60er unser Gebet- und Gesangsbuch war.

Ich wundere mich nicht, daß heute noch viele Christen mit Schaudern und innerem Unbehagen in die Karwoche gehen, oder es sogar vermeiden, die Karfreitagsliturgie mitzufeiern.

Schon damals spürten viele Gläubige, daß diese Texte schwülstige, unechte Gefühle ansprechen wollten, die dem eigenen Lebens- und Glaubensgefühl widersprachen; wenn man sich auch selten darüber Rechenschaft ablegte, warum ein unangenehmer Beigeschmack blieb und man nicht wirklich im Innersten zustimmen konnte - aus Pflichtgefühl oder vielleicht auch aus Angst ließ man halt den Kreuzweg über sich ergehen.

Das halte ich für sehr schade. Auf diese Weise mußte den meisten Menschen verborgen bleiben, welch großartiges Modell das Leiden Jesu für uns ist, und wieviele quälende Fragen beantwortet würden, wenn man den Kreuzweg ohne falsches Pathos meditiert:

- „Warum gibt es Leid, obwohl Gott doch ein liebender Gott ist?“
- „Warum läßt Gott seinen eigenen Sohn so brutal umkommen?“
- „Ist denn Gott so grausam, daß wir unsere Schuld nur mit Blut und Tränen verbüßen können - auch wenn es ein anderer für uns tut?“
- „Warum müssen so viele gute Menschen und unschuldige Kinder leiden?“
- „Warum greift Gott nicht ein, wenn Menschen anderen Leid zufügen?“
- „Gehört denn das Leid untrennbar zu meinem Lebensweg oder kann man ihm entkommen?“

Wie auch sonst antwortet Jesus auf diese für uns allerwichtigsten Fragen nicht direkt. Wie auch sonst erklärt er nichts mit gelehrten Worten - er macht es uns vor, er zeigt es uns. Denn gerade bei den Fragen, die unsere ganze Existenz betreffen, ist mehr als nur Verstand oder Gefühl gefordert: es geht um ein ganzheitliches Erfassen oder, wie es die großen Mystiker formuliert haben, um eine „Schau des Herzens“.

Natürlich muß das jeder für sich tun, genau wie niemand einem anderen das Lernen abnehmen kann. Aber ein paar Blitzlichter von dem, was ich aus dem Kreuzweg gelernt habe, könnten vielleicht eine kleine Anregung dazu geben:

## **1. Jesus läßt sich ganz auf Gott ein: „Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine!“**

Überleg dir genau, ob dich Gott zur Verfügung stellst. Gott nimmt nicht nur die ganze Hand, wenn du ihm den kleinen Finger reichst - er nimmt dich ganz! Aber er nimmt dich nicht für sich, er verteilt dich an die anderen. Verteilt werden tut weh, weil mein Egoismus dazu drängt, daß ich „bei mir“ bleibe, daß ich „ganz“ bleibe und daß mein ICH wächst und größer wird.

Lasse ich es aber zu, dann entdecke ich zu meinem Staunen, daß ich durch das „Ausgeteiltwerden“ nicht weniger werde, sondern im Gegenteil reicher und erfüllter! Ich entdecke, daß mich gerade dann selbst finden kann, wenn ich mich an andere verliere!

Es tut auch weh, wenn Gott dann das Steuerruder selbst in die Hand nimmt und wenn ER meinen Weg bestimmt: Ich möchte alles selber machen, ich möchte in allem unabhängig sein. Ich will mein Leben selbst in den Griff bekommen. Ich möchte auch nichts geschenkt, weil es gegen meinen Stolz geht, dankbar sein zu müssen.

Lasse ich es aber zu, dann entdecke ich zu meinem Staunen, daß ich vieles, ja das Wichtigste, gar nicht selber machen kann: Liebe, Glück, Leben muß ich empfangen, als Geschenk einfach annehmen.

## **2. Jesus fällt unter dem Kreuz**

Deutlicher kann man es mir nicht zeigen, was ich mit einem Mitmenschen mache, wenn er schwächer ist als ich, wenn er ohnmächtig vor mir am Boden liegt. Das reizt mich, ihn erst so richtig fertig zu machen. Er kann mir ja nichts mehr tun! Er kann sich ja nicht mehr wehren. Und jetzt kann ich meinem Haß hemmungslos seinen Lauf lassen. Natürlich wohlgetarnt: ich finde immer Gründe dafür, daß ich so handeln muß. Der ist ja ein Ungläubiger oder ein Volksschädling oder auch nur ein Schwächling - und jeder versteht, daß ich so etwas nicht schonen darf.

Da erinnere ich mich plötzlich, daß auch ich schon ein paar mal in einer ähnlichen Lage war. Solange ich bei Kräften war, hat man mich in Ruhe gelassen. Sobald ich aber ohnmächtig, ohne Macht war, als ich mich nicht wehren konnte, sind sie dann über mich hergefallen. „Diese feigen Teufel!“ - das war alles, was ich ihnen entgegenschleudern konnte.

Mir wird durch den Fall Jesu aber auch etwas anderes deutlich: So wie ihm geht es mir unzählige Mal im Leben. Immer wieder erlebe ich, daß ich am Ende bin. Und jedesmal denke ich: Diesmal ist es am schlimmsten, jetzt ist alles aus, kein Weg führt mehr weiter. Und dann geht es doch wieder irgendwie, ich atme auf und fasse neue Hoffnung - um bald wieder das gleiche zu erleben: Krankheit, Enttäuschung, Verlust. Das ganze Leben ist genaugenommen nur ein Sterben in Raten.

Vielleicht muß ich auch das Sterben trainieren? Vielleicht sind die vielen kleinen Tode im Leben nur eine Übung für das letzte Sterben, bei dem ich alles, auch mein Leben, loslassen muß?

Jesus gibt mir auch hier keine Antwort; er läßt mich wieder nur zuschauen. Er zeigt mir, daß man auch freiwillig tun kann, was ich nur gezwungenermaßen tue: mich fallen zu lassen, damit Gott mich auffangen kann. Das hat er getan, als er obdach- und familienlos durch das Land zog, als er berufliche und soziale Sicherheiten aufgab und vor allem, als er sich in die Höhle des Löwen, nach Jerusalem, wagte. Sein Vertrauen zum himmlischen Vater gab ihm die Kraft, daß er nicht fallen mußte, sondern daß er sich fallen lassen konnte, während ich immer wieder Schicksalsschläge brauche, um langsam, ganz langsam zu lernen, meinen Halt allein bei Gott zu suchen.

### 3. Jesus stirbt am Kreuz

Hat Gott den Tod seines Sohnes gewollt? Ist er so grausam, daß er ihn - wie einen Sündenbock - für fremde Schuld sterben ließ?

Wie war das vorhin: Wenn sich jemand Gott zur Verfügung stellt, dann nimmt er ihn ganz, aber nicht für sich, sondern für die anderen!

Was wäre, wenn es nur diesen **einen** Weg gab, um mir zu zeigen, wie ernst es Jesus, wie ernst es Gott mit der Liebe ist? Ich glaube immer, daß sich die Macht der Liebe darin hätte zeigen müssen, daß sie das Sterben **vermeidet**. Vielleicht aber konnte nur die allerextremste Hingabe, das Sterben für die Mitmenschen, deutlich machen, daß für Jesus die Liebe stärker und wichtiger als selbst der Tod ist?

Vielleicht konnte nur der **Tod**, den Jesus freiwillig auf sich nahm, zeigen, daß es letztlich nicht auf das Überleben ankommt, sondern auf das „Hinüberleben“! Wenn der Tod das einzige Tor ist, vom gottfernen irdischen Leben zum eigentlichen, zum Leben bei Gott zu kommen, dann muß er gegangen werden, so stark auch der Sog der vergänglichen, vorläufigen Welt auch ist!

Und vielleicht zeigt der brutale Tod Jesu auch noch etwas anderes, etwas, das ich nicht wahrhaben möchte: so gehe ich, gehen wir alle, mit Menschen um, die ganz und gar lieben. So antworte ich, so antworten wir auf Güte, Verständnis, Zuneigung eines Menschen: mit brutaler Gewalt. Wie hätte Gott das verhindern können? Etwa mit der gleichen Gewalt, die **wir** anwenden, wenn wir jemanden an etwas Bösem hindern wollen? Ja, das ist so **meine** Art; aber die Art **Gottes** ist das nicht. Wenn Gott etwas nicht kann, dann ist es, gegen sein Wesen zu handeln. Und Gewalt ist gegen das Wesen Gottes. Warum laste ich es GOTT an, die entsetzliche Kreuzigung zuzulassen, wenn **ich** es doch bin, der kreuzigt?

Deshalb ist der Gekreuzigte nicht ein Vorwurf, den ich an Gott richten kann, sondern ein Spiegel der Gemeinheit und der Aggressionen, deren **ich** fähig bin.

Natürlich ist vieles, sehr vieles noch ungeklärt, wenn ich am „Modell Jesu“ meditiere, was ich für mein Leben lernen muß. Aber wenn letztlich das absolute **Gottvertrauen** die wichtigste Lektion sein soll, die ich zu lernen habe, dann kann ich von vorneherein davon ausgehen, daß mir das meiste unklar bleiben wird. Auch hier ist das Leid Jesu mein Modell: der Ruf Jesu am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, wozu hast du mich verlassen?“, der Teil des Psalms 22 ist, den jeder Jude in Not betet, zeigt mir tröstend, daß es IHM nicht anders ergangen ist.

AMEN

# Ostersonntag 1998

## Thema: Vom Dunkel zum Licht

Lesg./Ev.: Joh 20,1-9

gehalten am 12.04.1998 7:30

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Festgemeinde!

Wenn ich auch ein Abendmensch und damit ein Morgenmuffel bin, wünschte ich mir doch, daß die Osternachtsfeier in den frühen Morgenstunden stattfindet. Nicht, weil ich selbstquälerisch veranlagt wäre, sondern weil nur so die großartige Symbolik erfahrbar würde.

Alle vier Evangelien - so unterschiedlich sie sonst sein mögen - stimmen darin überein, daß Frauen am frühen Morgen des 1. Tages der Woche, als es noch **dunkel** war, zum Grabe gingen. Ein Schlüsselsymbol dieser Erzählungen! Denn so dunkel ist es auch in den Herzen, im Gemüt dieser Anhängerinnen Jesu: seit der brutalen Kreuzigung ist ja gerade ein Tag, der Sabbat, vergangen!

Sie waren dem Rabbi Jesus begeistert gefolgt, von Galiläa bis nach Jerusalem; sie hatten seine Botschaft von der grenzenlosen Liebe Gottes in sich aufgesogen, hatten sich dadurch befreit, erlöst gefühlt. Sie träumten davon, daß nun Gott die Herrschaft antreten würde - eine Herrschaft der Liebe, die endlich den Haß und die Gewalt besiegt, so wie Licht das Dunkel überwindet.

Und nun das Unerwartete, Schreckliche: all das war nur ein tragischer Irrtum. Die Hinrichtung beendete alle Hoffnungen.

Der Hohe Rat, der den „Ketzer“ beseitigen wollte, hatte es auf raffinierte Weise geschafft, die Anklage vor Pilatus in politischen Aufruhr abzuwandeln. Und zusätzlich konnten sie Jesus vor den Augen der Festpilger, dem versammelten Volk Israel, als gottlos entlarven. Denn Gott selbst hatte damit gezeigt, daß er nicht hinter der Botschaft Jesu stand. Einer, der am Holze hängt, ist ja von Gott verflucht (Dtn 21). Ein leuchtender Triumph für die Feinde Jesu.

Pechschwarze, hoffnungslose Nacht aber für seine Freunde - „eine Finsternis brach über das ganze Land herein. ... Die Sonne verdunkelte sich“, wie Lukas deutend erzählt.

In dieser Dunkelheit, auch der Seele, kommen nun Frauen zum Grab, um dem entsetzlich zugerichteten Leichnam die letzte Ehre zu erweisen.

Was sich in der Folge ereignet hat, läßt sich heute nicht mehr rekonstruieren. Historiker stellen aber etwas Überraschendes fest: immer mehr, wie das Licht der aufgehenden Sonne, wächst in den Jüngerinnen und Jüngern die Überzeugung: der Gekreuzigte lebt - Gott hat ihn auferweckt und zu sich geholt. Sie haben etwas erfahren, das ihr Leben verändert hat, das die Dunkelheit der Seele überstrahlt hat wie die Sonne die Nacht.

Aber zunächst noch dämmt es nur, so wie in der Osternacht eine einzige Kerze noch nicht den großen, dunklen Kirchenraum erleuchten kann.

Maria von Magdala sieht den weggewälzten Stein, und deutet das so, wie man halt vernünftigerweise denken muß: man hat den Leichnam Jesu weggenommen.

Auch Petrus und „der andere Jünger“ - von Maria aufgeschreckt - können zunächst nur Fakten registrieren: Leeres Grab, Binden, ordentlich zusammengefaltetes Schweiß Tuch. Leichenraub kommt nicht in Frage, denn welcher Räuber würde den Leichnam auswickeln und das Gesichtstuch ordentlich zusammenlegen? Reine Fakten, mehr noch nicht, nur Dämmerung, noch kein Licht.

Der andere Jünger aber „den Jesus liebte“, sieht schon deutlicher: Liebe sieht mehr als die Vernunft. „Er sah und glaubte“ - es wird schon lichter und klarer; das Licht beginnt über die Dunkelheit zu siegen.

Und schließlich Maria von Magdala, einer anderen Liebenden: sie begegnet bereits dem Auferstandenen, auch wenn ihr zunächst noch „kein Licht aufgeht“.

Später - wir hören es in der Apostelgeschichte - treten die Jünger mit dieser Überzeugung an die Öffentlichkeit, sie bringen an den Tag, was im Dunkel entstanden war. Als Erleuchtete wollen sie das Licht verbreiten, das jedes Leben verändern kann; und schließlich sind sie sogar bereit, dafür in den Tod zu gehen. Die Überzeugung, daß Licht stärker ist als Finsternis, daß Leben stärker ist als Tod, daß Liebe stärker ist als Haß - prägt fortan alle, „die zum Herrn gehören“, die kyriaké, die Kirche also.

Verstehen Sie nun, warum ich - trotz meiner Abneigung, in aller Frühe aufzustehen - die Osternacht gern in der Morgendämmerung feiern würde, in der man miterleben könnte, wie das Licht, die Sonne, immer mehr Macht über die Dunkelheit gewinnt?

Aber auch so können wir in der liturgischen Feier diese Symbolik erfüllen:

Im finsternen Kirchenraum sehen wir nichts, haben wir keine Orientierung, wir sind voneinander isoliert. In dieser Finsternis kommen Ängste hoch, die uns bedrohen und lähmen.

„In diese Dunkelheit zieht nun Christus, das Licht, ein im Symbol der Osterkerze. Jesus, der Auferstandene, das unzerstörbare ewige Licht, erhellt die Finsternis unseres Lebens hier auf Erden. In seinem Licht erkennen wir das Licht und können die Irrlichter der Welt unterscheiden. Das Licht Christi eint Lebende und Tote über alle Grenzen von Raum und Zeit hinweg.“ (Elmar Gruber).

Mit diesen Worten von Elmar Gruber wünsche ich Ihnen allen ein gesegnetes, lichtvolles Osterfest, das Ihnen auch dann den Weg weist und Hoffnung gibt, wenn im Alltag wieder die Dunkelheit zu siegen scheint.

AMEN

## 3. Sonntag der Osterzeit

**Thema: 153 Fische!**  
**Lesg./Ev.: Joh 21, 1-14**  
**Gehalten am 25.04.1998 9:00 ESB**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Die Nachtfischerei am See Gennezaret, von der im heutigen Evangelium die Rede ist, hat sich bis zum heutigen Tag nicht viel geändert. Es soll immer noch ein wundervoller Anblick sein, so erzählen Israelreisende, wenn die Boote mit brennenden Fackeln über den glitzernden See dahingleiten und die Männer eifrig nach Fischschwärmen Ausschau halten.

Sobald sie ihre Beute erspähen, werfen sie blitzschnell ihre sorgfältig zusammengelegten Glockennetze aus. Heute wie damals rufen Gefährten der Fischer vom höher gelegenen Ufer aus zu, nach welcher Seite, backbord oder steuerbord, der Werfer sein Netz zu schleudern hat.

Eigentlich gar nichts Besonderes - vor allem kein Wunder.

Und doch ist einiges geheimnisvoll an der Erzählung. Zunächst ist nämlich das Johannesevangelium eigentlich schon abgeschlossen: „Noch viele andere Zeichen, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind, hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan...“ heißt es im Vers 30 - und da taucht trotzdem noch eine Geschichte auf, gleichsam als Nachtragskapitel.

Diese Geschichte spielt zudem in Galiläa - was merkwürdig ist, weil Johannes (wie auch Lukas) die Erscheinungen sonst stets in der Gegend um Jerusalem stattfinden läßt.

Sehr überraschend ist auch die Feststellung, daß Petrus und andere Apostel inzwischen wieder ihren alten Beruf aufgenommen haben, obwohl sie doch vom Auferstandenen in alle Welt gesandt worden sind.

Auch der Inhalt des Textes gibt einige Rätsel auf: Merkwürdig ist allein schon die Tatsache, daß die Jünger Jesus, der in Rufweite am Ufer steht, nicht erkennen. Seltsam ist weiterhin, daß sie auf den Zuruf eines Fremden das Netz auswerfen. Und schließlich ist der Fang selbst geheimnisvoll: genau 153 Fische seien es gewesen - anscheinend hat man sie genau gezählt.

Wieder einmal ist es der Lieblingsjünger Jesu, dem als erster ein Licht aufgegangen ist - so wie damals in der Morgenfrühe am Grab. Durch ihn erfährt es Petrus, der - genau wie damals am Ostermorgen - sofort reagiert.

Nebenbei sei zum Trost für prüde Gemüter gesagt: völlig nackt war Petrus natürlich nicht (das wäre für einen Juden undenkbar gewesen); die Fischer trugen selbstverständlich einen Lendenschurz. Daß er schnell sein Obergewand anzog, hat seinen Grund im jüdischen Gesetz. Danach ist nämlich jede Begrüßung ein religiöser Akt, der ordentlich gekleidet vollzogen werden muß. Schließlich zieht sich auch heute noch ein Mann, der etwas auf Umgangsformen hält, die Jacke über, wenn er nachschaut, wer da an der Wohnungstüre läutet.

Wie immer bei der Schriftlektüre ist die Frage, ob sich alles genauso zugetragen habe, unwichtig. Eine historische Denkweise, die sich auf wenig aussagekräftige

Fakten beschränkt, ist der damaligen Zeit nicht nur fremd, sie wäre den Adressaten des Johannesevangeliums auch völlig sinnlos erschienen.

Vielmehr mußte und muß man stets fragen, was der Evangelist eigentlich sagen will.

Schon damals, um das Jahr 100 herum, scheint es Christen gegeben zu haben, die die Erscheinungen Jesu für nichts anderes als bloße Visionen der Jünger hielten. Daher bemühen sich die Evangeliengeschichten zu zeigen, daß es sich dabei nicht um Sinnestäuschungen, sondern um Realität, um ein wirkliches Geschehen handelte. Sie betonen, daß das Grab Jesu leer war und daß der Auferstandene einen richtigen Leib gehabt habe, der sogar noch die Wundmale der Kreuzigung aufwies. Und sie erzählen, daß Jesus eine Mahlzeit zubereitete und sogar selber gegessen habe. Es war also keine Halluzination und Täuschung, sondern eindeutig Jesus selbst, der den Tod überwunden hatte.

Aber noch viel mehr steckt in der heutigen Perikope. Denn gerade im Johannesevangelium, dem durchdachtsten und tiefstinnigsten aller Evangelien, ist alles, was gesagt wird, von Bedeutung. Daher ist kaum anzunehmen, daß der Autor die Zahl der Fische ohne besondere Absicht mit 153 angegeben hat. Tatsächlich ist auch eine Reihe geistreicher Vermutungen über diese Zahl angestellt worden.

Kyrillos von Alexandria, der um 444 nC gestorben ist, hat behauptet, die Zahl setze sich aus drei Bestandteilen zusammen:

10 verkörpere die Gesamtheit der Heiden, denn 10 sei die vollständigste Zahl. Der volle Ernteertrag sei hundertfältig - also: „Die Gesamtheit der Heiden, die für Christus eingebracht werden soll.“

Die Zahl 50 bedeute das restliche Volk Israel, das ebenfalls für das Reich Gottes gewonnen werden soll, und die Zahl 3 schließlich bedeute die Dreieinigkeit Gottes, zu deren Verherrlichung das alles geschehe.

Augustinus, der um 400 nC lebte, kam auf einen anderen Gedanken. 10 sei die Zahl der Gebote, 7 sei die Gnadenzahl (die Gaben des Heiligen Geistes wie die Sakramente sind ja 7 an der Zahl). 7 + 10 ergebe 17. Wenn Sie jetzt die Zahlen 1 bis 17 zusammenzählen, dann kommen Sie auf 153! Daher verkörpere diese Zahl die Menschen, die entweder durch das Gesetz, oder aber durch die Gnade Gottes zu Jesus kämen. Eine Erklärung mehr für Mathematiker - sehr einleuchtend ist sie allerdings nicht.

Die einfachste Erklärung liefert Hieronymus, der etwa zur gleichen Zeit wie Augustinus lebte. Er behauptet, daß es genau 153 verschiedene Fische im Galiläischen Meer gäbe. So sei diese Zahl ein Symbol dafür, daß eines Tages alle Völker, so verschieden sie auch sind, für Jesus eingebracht würden.

Und die letzte Deutungsmöglichkeit leitet sich einfach aus der Meinung her, daß man damals 153 verschiedene Völker zu kennen glaubte - also auch hier wieder der Hinweis, daß das Heil für alle Menschen bestimmt sei.

Was auch immer die richtige Deutung sein mag - eines wird aus diesem „Nachtragskapitel“ klar:

Die Jünger Jesu, und daher auch wir alle, können dem Auferstandenen immer wieder begegnen, sogar bei der alltäglichen Arbeit, sogar im ständigen Auf und Ab, dem unser Lebensboot im bedrohlichen Meer des Lebens ausgesetzt ist. Jesus ist am sicheren Ufer - am Ziel unserer Bemühungen, im Zustand der Vollendung, nach dem wir uns alle sehnen, im „Land der Verheißung“. Aber trotzdem ist er uns nicht fern: er verleiht unserer Tätigkeit Sinn und Bedeutung, er läßt unser Mühen auch dann gelingen, wenn es menschlich gesehen aussichtslos erscheint - und vor allem: er ist in der Mahlgemeinschaft mit uns verbunden. Erkennen kann ihn allerdings

nur der, der liebt - genauso wie der Lieblingsjünger. Und wenn wir einmal darauf aufmerksam geworden sind, dann muß in seinem Sinn und nach seinem Auftrag gehandelt werden, wie es Petrus tat.

AMEN

## 5. Sonntag in der Osterzeit

**Thema: Traum von einer neuen Welt**

**Lesg./Ev.: Offb 21,1-5a**

**Gehalten am 10. Mai 1998**

**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Wenn der Mensch mit seiner Umwelt unzufrieden ist oder gar unter ihr leidet, wenn er sich in ihr unterdrückt oder verfolgt fühlt, dann beginnt er zu träumen: Er malt sich in Gedanken eine neue, bessere Welt aus, in der man wirklich zuhause sein kann. Er träumt von einer Welt, in der Gerechtigkeit und Friede herrschen und jeder soviel besitzt, daß er menschenwürdig leben kann.

Um den Traum von einer besseren Zukunft geht es auch heute in der Lesung, die der Geheimen Offenbarung entnommen ist, einem Trostbuch der frühen Christenheit, das in phantastischen Bildern den Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, die Verfolgung und Rettung der Auserwählten, und schließlich den Sieg Gottes und Jesu Christi über die Mächte der Unterwelt beschreibt. Entstanden ist der größte Teil dieses Buches in den letzten Regierungsjahren des römischen Kaisers Domitian kurz vor dem Jahr 100 nC. Dieser Kaiser verlangte von seinen Untertanen, daß sie ihm göttliche Ehren erweisen und ihm Opfer darbringen sollten. Das konnten die Christen natürlich nicht tun, und so wurden viele mit Gefängnis und Tod bestraft.

Es ist verständlich, daß sich die Christen in dieser Situation nach einer „neuen Erde“ sehnten und der bestehenden Welt einen baldigen Untergang wünschten.

Der Verfasser der Geheimen Offenbarung sieht vor seinem geistigen Auge diese neue Welt schon verwirklicht. Und eine Stimme vom Himmel erklärt ihm ihre Haupteigenschaft: Gott wohnt jetzt mitten unter den Menschen, wie er damals, bei der Wüstenwanderung, im heiligen Stiftszelt bei seinem Volk Israel war. Er ist ihnen ganz nahe und vertraut, und wie eine Mutter behütet und tröstet er seine Kinder: er wischt die Tränen aus ihren Augen, er bewahrt sie vor den Schrecken des Todes und nimmt von ihnen alle Trauer, Klage und Mühsal. - Die Welt ist in seiner Vision zu einem wirklichen, großen Zuhause geworden.

Eine Bemerkung erscheint uns Heutigen etwas unverständlich: „... und das Meer ist nicht mehr“. Was soll daran so positiv sein? Millionen Urlauber suchen Jahr für Jahr die Küste auf oder machen eine Kreuzfahrt - und kein einziger würde es zum Teufel wünschen! In der Antike wurde das Meer keineswegs als Ort der Erholung verstanden. In den alten Mythen, vor allem im babylonischen Schöpfungsmythos, ist es ein grauenvoller, bedrohlicher Chaosdrache, der stets die Welt der Menschen gefährdet. Man darf auch nicht vergessen, daß man damals noch keinen Kompaß hatte - so war man gezwungen, immer entlang der Küsten zu segeln; sich aufs offene Meer zu wagen wäre Wahnsinn gewesen.

Noch ein weiteres Bild der heutigen Lesung sollten wir kurz besprechen: das himmlische Jerusalem, das sich vom Himmel herabsenkt, bereit wie eine geschmückte Braut:

Nach dem griechischen Philosophen Platon existiert von allem, was es auf der Erde gibt, ein Urbild. Alles Irdische, sagt Plato, sei nur ein schwaches, unvollkommenes Abbild dieser Ur-Idee.

Auch in unserem Text wird das irdische Jerusalem so gesehen: es ist nur eine schwache, unvollkommene Nachahmung eines idealen Jerusalem, das schon vor aller Zeit existiert und nur darauf wartet, für die Menschen zugänglich zu werden - wie eine Braut, die den Zeitpunkt der Trauung herbeisehnt. Schon im Galaterbrief, also lange vor der Niederschrift der Offenbarung, spricht Paulus von einem Jerusalem, das droben ist, und auch in außerbiblichen Schriften des Spätjudentums heißt es, im messianischen Zeitalter werde das unsichtbare Jerusalem erscheinen.

Liebe Christen!

Fast 2000 Jahre nach diesem utopischen Text hat sich die Welt gewaltig verändert - und immer noch haben wir Grund genug, von einer „neuen Erde“ zu träumen. Zwar gibt es bei uns in Europa keinen göttlichen Kaiser und keine Christenverfolgungen mehr, dafür quälen uns genügend andere Gegebenheiten: Angst um die berufliche Existenz, permanente Vergiftung unserer Umwelt und damit unserer Lebensgrundlage, immer neue und immer chronischere Krankheiten und nicht zuletzt eine gewaltige Sinnleere, die letztlich durch Konsumismus und hektische Betriebsamkeit nicht gefüllt werden kann.

Auch heute noch sehnen wir uns im Grunde des Herzens nach dem, was uns in der Lesung verheißen wird: nach Liebe, Anerkennung und Geborgenheit; nach Freiheit von Angst und Leid, nach einem Zustand, in dem wir endlich sein dürfen, was wir eigentlich sind: Menschen, die auf Erfüllung und Glück angelegt sind; Menschen, die nicht dem Tod, sondern dem Leben gehören.

Zu uns allen spricht Gott - wir haben es am Ende der Lesung gehört -: Glaub mir, ich habe die Macht, alle negativen Entwicklungen in meiner Schöpfung rückgängig zu machen. Was alt und verdorben ist: ich mache es neu! Wie am Anfang der Welt sage ich noch einmal: „Es werde!“ Und alles wird gut sein und gut bleiben.

AMEN

# 6. Sonntag in der Osterzeit

## Thema: Geist Gottes - Shalom Lesg./Ev.: Joh 14,23-29 Gehalten am 17.05.1998 Kirchenthumbach von E. Gottsmann, OStR

Mittelalter. Scharen halbnackter Menschen, mit schwarzen Kapuzen über dem Kopf. Laut singend und betend durchziehen sie das Land. Sie schlagen mit Knotenstricken aufeinander ein. Sie rufen in die Städte und Dörfer: „Tut Buße, kehrt Euch ab vom sündhaften Fleisch!“ **Der Leib - er ist vom Teufel.**

Neuzeit. Scharen nackter Menschen, auf Bühnen, auf Illustrierten, in Filmen. Der Körperkult boomt, Salben, Essenzen, Gesichtsmasken, Vitaminpräparate, kosmetische Operationen - selbst von Menschen auf dem Totenbett! - erhalten oder mehren die körperliche Schönheit. **Der Leib - er ist ein Gott.**

Liebe Christen!

Die Einstellung zum Leib ist wie ein Barometer für eine viel tiefere Einstellung: für die Einstellung zur Welt.

In der Antike, im Mittelalter und selbst in unserer Zeit sind viele davon überzeugt: die Welt ist vom Bösen. „Wann werden wir endlich frei von diesem Gefängnis der Seele, von der Welt mit ihren Verlockungen!“ seufzt man sehnsüchtig.

Und heute: Die Welt ist der Ort unserer Aufgaben. Wir müssen sie gestalten, formen, verändern. **Das** ist der „Spatz in der Hand“ - auf die Taube auf dem Dach, also auf ein jenseitiges Leben, das weder greifbar noch beweisbar ist, kann man ruhig pfeifen!

Was hat das alles mit dem heutigen Evangelium zu tun?

In seinen Abschiedsreden an die Jünger spricht Jesus immer wieder von der „Welt“. Er spricht von dem Geist der Wahrheit, „den die Welt nicht empfangen kann“, er redet vom Frieden, „den die Welt nicht geben kann“ und so fort.

Der Evangelist macht immer wieder deutlich, daß „die Welt“ lieber im Dunkeln lebt und daher das Licht scheut, daß sie lieber ihren Neigungen leben will und deshalb von Jesus nichts wissen will.

Welche Auffassung hat denn nun Jesus von der Welt: die düstere Weltfeindlichkeit der antiken Gnosis, des Manichäismus, der Leibfeindlichkeit des Mittelalters - oder aber macht er sich die Weltvergötterung der Neuzeit zu eigen?

Doch allem Anschein nach die negative, die weltfeindliche!? Das ganze Johannesevangelium ist doch voll von Aussagen, wie gottfeindlich die Welt sei!

Aber das sieht nur so aus. Das Problem liegt darin, daß wir unter „Welt“ etwas völlig anderes verstehen als Johannes. Wenn **wir** von Welt sprechen, meinen wir automatisch die Schöpfung, die Umwelt, in der wir leben und die wir gestalten. So wundern wir uns sehr, wenn jemand schlecht über sie spricht, denn ist es nicht Gott selber, der uns den Schöpfungsauftrag weitergegeben hat, der sein Werk ausdrücklich als „gut“ bezeichnet hat? In dieser Welt wirken doch die grandiosen Naturgesetze, die immer wieder Naturwissenschaftler dazu bringen, Gott in Gebeten zu preisen. Ist denn Jesus nichts von der Herrlichkeit der Natur bekannt?

Jesus wäre wirklich der letzte, der die Welt nicht als ein Meisterwerk Gottes sehen würde. Wenn ihn der Autor des Johannesevangeliums von der „Welt“ sprechen läßt, dann meint er diese Schöpfung auch gar nicht. Er meint **die** Menschen, die der Finsternis mehr zugetan sind als dem Licht. Nicht die Materie, der Leib steht im Gegensatz zu Gott; es ist die Menschenwelt, die sich gegen ihn sperrt, die sich der Botschaft Jesu verschließt. Nicht der Geist, der Geist Gottes, ist in ihnen wirksam, sondern der Un-Geist, also das **Fehlen** des heiligen, des göttlichen Geistes.

Deshalb kann die „Welt“ den Frieden auch nicht geben: sie ist ja selber der Grund für alle Spaltung, Verwirrung und Furcht. Was Jesus verspricht, ist gerade die Befreiung von dieser Verwirrung: **shalom**, die Ganzheit, das Heil, das Gutgehen. Und dieses Heil kann nur von Gott selbst kommen - nur er ist heil-ig, heil-machend, die Quelle allen Heiles.

Wir Menschen können diesen „Geist“ nicht selbst erzeugen - wir können uns ihm nur öffnen, und aus ihm heraus handeln! Eben das scheinen die Jünger Jesu getan zu haben; jetzt, beim Abschiedsmahl noch nicht - aber nach Tod und Auferweckung ihres Meisters, durch die ihnen „ein Licht aufgeht“, durch die sie sich „be-geistern“ lassen.

Ich denke, wir können wir uns ruhig eine Diskussion ersparen, wie der folgende Satz des Glaubensbekenntnisses zu verstehen sei: „Wir glauben an den Heiligen Geist, der Herr ist und lebendig macht, **der aus dem Vater und dem Sohn hervorgeht**, der mit dem Vater und dem Sohn angebetet und verherrlicht wird“.

Wenn ich Ihnen noch gar verrate, daß nach einem Dogma der Geist nicht durch Zeugung, sondern durch Hauchung aus Gott hervorgeht, dann werden Sie für ihren Glaubensalltag sicher mit einer zwar primitiven, aber doch einleuchtenden Erklärung zufrieden sein. Wir müssen uns ja nicht mehr deshalb die Schädel einschlagen oder uns gegenseitig exkommunizieren, wie es im vierten und fünften Jahrhundert geschehen ist.

Schon Jesus hatte so ganz im Sinne Gottes, ganz aus dem „Geist Gottes“ heraus gehandelt. An seinen Worten und Taten konnte jeder sehen, „wes Geistes Kind“ er war. Von der Liebe des himmlischen Vaters be-geistert, wollte er, daß diese Liebe auch von seinen Freunden weitergegeben würde und daß sie so auch andere heil, ganz und froh machen kann. Das ist es, was Jesus mit „Frieden“ meint - in Wirklichkeit aber sagte er „**shalom**“, und das meint die erwähnte Ganzheit, das Heil, das Gutgehen - nicht nur Freisein von Krieg, wie in unserer Sprache.

Wenn die Jünger - so das Versprechen Jesu - einmal erkannt haben, daß der schreckliche Tod am Kreuz nicht das Ende war, sondern daß Gott durch die Auferweckung Jesu Reden und Tun bestätigt hat, dann werden sie immer mehr in die Wahrheit eindringen, werden immer besser verstehen, was im Sinne Gottes ist, und werden auch immer mehr in seinem Sinne handeln können.

Was für die Jünger galt, gilt auch für uns. Söhne und Töchter Gottes zu sein heißt ja, im Sinne, im Geist Gottes zu handeln. Und falls wir noch Zweifel haben, wie dieser Geist beschaffen sei: an Jesu Reden und Tun, an seinem Geist, können wir uns immer orientieren.

AMEN

# 7. Sonntag in der Osterzeit

**Thema: Einheit - eine Utopie?**  
**Lesg./Ev.: Apg 7,55-60; Joh 17,20-26**  
**gehalten am 24.05.1998 9:00 Uhr in ESB**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Stellen Sie sich vor, sie gingen spät abends allein durch einen spärlich erleuchteten Park. Plötzlich vertreten Ihnen zwei zwielfichtige Kerle den Weg und hindern Sie am Weitergehen. Sie nehmen Ihren ganzen Mut zusammen und versuchen, sich an den beiden vorbeizudrängen. Wie wenn die Strolche darauf gewartet hätten, beginnen sie, brutal auf Sie einzuschlagen. - Halt! Kamera aus!

Mit diesen Phantasien möchte ich Sie nicht beunruhigen. Mir kommt es nur darauf an, daß Sie die Gefühle kennen, die in einer solchen Situation in Ihnen hochkommen würden. Sicher spüren Sie zuerst Angst, Spannung, äußerste Erregung - aber dann aber passiert zwangsläufig, instinktiv etwas anderes: Sie verwandeln sich in ein Raubtier, das um sich schlägt, das kratzt, beißt - und schließlich, nachdem die Gefahr vorbei ist, beherrschen Sie Haß- und Rachegefühle.

Ich habe Ihnen eigentlich geschildert, was ich in solch einer Situation fühlen würde - aber ich nehme mit gutem Grund an, daß das für die meisten Menschen zutrifft.

Für die meisten, sagte ich. Nicht für alle?

In Lesung aus der Apostelgeschichte hören wir von einem jungen Mann, der allem Anschein nach anders reagiert. Auch er zuerst verbal bedroht, auch er in Angst, Spannung, Erregung. Dann aber, als die Brutalität der Umstehenden zum Durchbruch kommt und sie mit Steinen auf ihn werfen, bleibt die instinktive, natürliche Raubtierreaktion aus. Statt brüllend und mit geballten Fäusten auf seine Peiniger loszugehen, betet er und bittet Gott für sie um Verzeihung.

Wenn diese Geschichte nicht geschönt ist - und ich glaube es nicht! - dann zeigt dieser Diakon Stephanos eine Eigenschaft, die wir alle gerne hätten, aber praktisch nie erreichen: er ist innerlich frei.

Wir wissen aus Erfahrung, wie schwierig es ist, aus dem Gefängnis unserer Gefühle herauszukommen; wie unmöglich es ist, das Erbe unserer tierischen Vorfahren zu überspringen.

Und doch scheint es möglich zu sein. Stephanus, und nach ihm noch viele andere, hat es gezeigt, und vor allem der, dessen Beispiel er vor Augen hatte: der brutal gefolterte und am Kreuz verröchelnde Jesus.

Es scheint möglich zu sein, gegen unsere „Natur“ zu handeln, also wirklich frei zu sein. Aber wie soll das gehen? Unsere Erfahrungen - mit uns selbst und mit anderen - scheinen dagegen zu sprechen.

Dabei sind es meistens keine lebensbedrohenden Ereignisse, die uns das vor Augen führen. Erinnern Sie sich doch an manche Streitereien am Arbeitsplatz oder in der Familie, im Verein oder im Gemeindeleben: lauter Kleinigkeiten, die sich hochschaukeln und schließlich nur Ärger, Abneigung und Spaltung hinterlassen.

In der Urgemeinde und in den ersten Jahrhunderten ist man sich wenigstens noch wegen Glaubensfragen in die Haare geraten, beispielsweise ob die Gemeinde das jüdische Gesetz berücksichtigen solle oder nicht oder ob Jesus Gott wesenseins, wesensgleich oder wesensähnlich sei.

Heute dagegen führt die Frage zum kalten Krieg, ob die Erstkommunikantinnen Kutten oder Brautkleider in Kleinformat tragen sollen, ob man bei Pfarrfesten den Bierpreis erhöhen soll, oder ob bei der Firmung auch ein evangelischer Pate zugelassen werden soll oder nicht. Nebenbei: diese Beispiele stammen nicht aus unserer Pfarrei - sonst könnte es sein, daß auch diese Predigt zu einem Kleinkrieg führt.

Ruft man sich in Erinnerung, welche Lappalien schon zu Feindschaften oder gar generationsübergreifendem Haß geführt haben, dann klingt das Abschiedsgebet Jesu fast wie ein Witz: „Alle sollen eins sein: wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, daß du mich gesandt hast.“

Lieber naiver Jesus: was du dir da wünscht, wird nicht in Erfüllung gehen - **kann** gar nicht in Erfüllung gehen. Im Kleinen, also in der Familie, in der Gemeinde nicht, und erst recht nicht im Großen, in der Politik oder in der Kirchenhierarchie. Zu unfrei sind wir alle, zu sehr dem Erbe unserer tierischen Vorfahren verhaftet. Macht- und Aggressionsgefühle, aber auch Sympathie und Antipathie, Egoismus und Zerstörungstrieb sind zu stark, als daß wir da über unseren Schatten springen könnten. Gewiß: die Vernunft zeigt uns den richtigen Weg; aber wie klagt schon der große Asket und begeisterte Glaubende Paulus? „Ich weiß, daß in mir, das heißt in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt; das **Wollen** ist bei mir vorhanden, aber ich vermag das Gute nicht zu verwirklichen. Denn ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will.“ (Röm 7,18-19).

Und doch muß es funktionieren, da gebe ich die Hoffnung nicht auf. Denn auch gegenteiligen Erfahrungen gibt es, wenngleich sie spärlich sind und gegenüber dem „natürlichen Verhalten“ fast untergehen.

Ein Beispiel: es gibt Menschen, die können zu mir praktisch alles sagen. Dasselbe Wort, daß mich bei irgend einem anderen hochfahren läßt, läßt mich bei ihnen höchstens lächeln; Handlungen, die mich bei anderen entrüsten würden, entschuldige ich bei ihnen mit „Unachtsamkeit“ oder mit dem Satz: „Mei, der ist halt heut schlecht drauf!“

Woher kommt diese unterschiedliche Reaktion? Was ist der Grund dafür, daß ich bei einer und derselben Gegebenheit den einen fertigmache und den anderen entschuldige?

Sie kennen die Antwort, weil auch Sie das täglich erleben: den einen mag man - den anderen nicht. Oder theologisch ausgedrückt: Wo Liebe ist, da ist Verstehen, Verzeihen, Geduld, Güte; mit einem Wort: die Einheit, um die Jesus bei seinem Abschied bittet.

Und diese Einheit kann der Mensch nicht selbst erzeugen, weil der Grund dieser Einheit die Liebe ist. Und was ist wirkliche, selbstlose Liebe anders als Gott selbst? Deshalb nützt es nichts, die Einheit zu **befehlen** - auch Jesus tut das nicht. Kein Aufruf, keine Ermahnung, keine Drohung - nur die Bitte, der Vater möge sie uns **schenken**, oder besser: der Vater möge **sich** uns schenken. „Dein Reich komme - dein Wille geschehe“ ist nur eine andere, verdichtete Formulierung derselben Sache.

Bitten macht uns offen für IHN - mehr ist nicht gefordert. Kein verkrampftes „Ich will!“, kein verzweifelt „Ich kann ja doch nicht!“ - nur **Offenheit** für das Geschenk, das ER selber ist. AMEN

# Pfingstsonntag 1998

## Thema: Technischer Geist contra Pfingstgeist? Lesg./Ev.: Gen 11,1-9; Apg 2,1-11; Joh 20,19-23 gehalten am 31.05.1998 von E. Gottsmann, OStR

*„Der Abstand der Nonnen ergibt sich aus der Breite der Mönche und ihrer sachgemäßen Mörtelbettung. Die Nonnen erhalten über der Nase einen Querschlag, auf dem die Nonnen der nächsten Schicht so aufgerieben werden, daß der Mörtel nach innen herausquillt. Die Mönche erhalten zwei schmale Längsschläge, ihr Kopf wird vor dem Aufsetzen mit Mörtel gefüllt.“ (aus: Hallwass, Mehr Erfolg mit gutem Deutsch)*

- - -

*„Von Inhalationsanästhetika wird angenommen, daß ihre Wirkung auf einer Ausdehnung (vermehrten Unordnung) der Membranen zentraler Neurone beruht. Proteinbestandteile der Membran können so beeinflusst werden. Beispielsweise könnte durch Veränderungen der Funktion von Natriumkanälen der Natriumeinwärtsstrom verringert werden. So würden Membrandepolarisationen abgeschwächt und die elektrische Zellaktivität vermindert.“ (aus: MSD-Manual)*

Liebe Christen!

Wollen Sie noch mehr hören? Vielleicht von Kapillarkorrekturen für manometrische Zwecke, um ein Beispiel aus der Physik zu nennen? Oder hören Sie lieber vertrautere Töne, beispielsweise den Theologen Karl Rahner?

„Das gegen ein ‘Seinsollen’ verstoßende Fehlen der heiligenden Gnade verstößt, insofern dieses Fehlen in der herkunftigen Menschheit gegeben ist, nicht gegen ein Sollen, das sich von Gott her als dem das Sittliche fordernden unmittelbar an die freie Entscheidungsfähigkeit und Pflicht des Einzelnen als solchen wendet, sondern gegen ein Sollen, das vom Willen des Schöpfers als solchen konstituiert wird, der eine begnadete Menschheit will“. (aus: Rahner, Schriften zur Theologie IX, Die Sünde Adams)

Aber ich nehme an, Ihnen reicht's schon - wir wissen ja alle, daß jede Berufsgruppe ihre Insider-Sprache entwickelt, ja entwickeln muß!

Kein Zweifel: ohne Fachsprachen wären weder Wissenschaft noch Technik möglich! Und ohne Wissenschaft und Technik wäre der Wohlstand und Luxus, den zumindest wir Europäer in vorher nie gekanntem Ausmaß genießen dürfen, völlig undenkbar.

Wir kennen allerdings auch die Schattenseiten, die der „wissenschaftlich-technische Geist“ mit sich bringt. Die Wirklichkeit wird auf das Wägbare, Meßbare, Zählbare eingeschrumpft; nur noch das Nützliche, Zweckmäßige wird akzeptiert. Statt den Sinn der Wirklichkeit in einer großen Zusammenschau zu erfassen, wird sie in immer kleinere und spezialisiertere „Wissensgebiete“ zerlegt. Ein boshafter Mensch hat das so ausgedrückt: „Ein Spezialist ist ein Mensch, der über immer weniger immer mehr weiß, bis er zum Schluß über gar nichts alles weiß“.

Wenn wir diesen „Geist des technischen Zeitalters“ mit dem „Pfingstgeist“ vergleichen, dann wird Erstaunliches deutlich:

Der „technische Geist“ analysiert, zerlegt die Wirklichkeit (und die Wissensgebiete) in Einzelbestandteile, denkt logisch und in geraden Bahnen, und nur der klare, sachliche Verstand hat das Sagen.

Der „Pfingstgeist“ dagegen läßt den Sinn des Ganzen aufgehen, verbindet Menschen untereinander (auch wenn sie verschiedene Sprachen reden), und äußert sich in begeisterten, ja ekstatischen Gefühlen.

Der „technische Zeitgeist“ verhält sich zum „Pfingstgeist“ wie die Lesung vom Turmbau zu Babel aus dem Buch Genesis zur Lesung von der Geistsendung in der Apostelgeschichte.

Auch die Turmbaugeschichte ist vom technischen Geist geprägt; Fortschritt und High-Tec ist das Ergebnis - aber die Folgen sind katastrophal. Bildhaft gesprochen verstehen Maurer die Ziegelbrenner nicht mehr, die Architekten nicht mehr die Mörtelspezialisten, die Mediziner nicht mehr die Physiker. Wenn es sich dabei nur um Fachsprachen handeln würde! Aber auch im mitmenschlichen Bereich gibt es keine Einheit mehr: wir hören aneinander vorbei und mißverstehen Inhalte und Absichten. So isolieren wir uns voreinander und werden immer mißtrauischer, denn können uns in andere nicht mehr hineinversetzen, nicht mehr hinein-fühlen.

Liebe Christen!

Vielleicht erscheint es Ihnen so, als hielte ich den „technischen Geist“ für einen Un-Geist, ja, für den „bösen Geist“ schlechthin! Aber so kann ich das auch wieder nicht sehen: ich weiß dankbar zu schätzen, welche Annehmlichkeiten dieser Geist unserer Gesellschaft gebracht hat. Aber dieser Geist darf nicht absolutgesetzt werden! Er erfaßt nur einen Teil der Realität, und nicht einmal den wichtigsten. Analysen, logische Folgerungen, lineares Denken kann nun mal den Sinn des Ganzen nicht erfassen, und sind nicht auch die Gefühle ein wesentlicher Bestandteil unseres Erlebens? Informationen allein sind nackt und bedeutungslos; erst durch Deutung (und Deutung ist immer subjektiv!) werden sie miteinander verknüpft und dadurch sinn-voll.

Und noch etwas Entscheidendes: Fachsprachen, Fremdsprachen, Dialekte sind gut und notwendig; aber Einheit schaffen sie nicht; im Gegenteil! Erst die einende Kraft der Liebe schafft Verständigung - über alle Rassen, Sprachen und Fachbereiche hinweg.

Turmbau gegen Pfingsten - Verstand gegen Gefühl - Naturwissenschaft gegen Geisteswissenschaft - linke Gehirnhälfte gegen die rechte? Nein: beides gehört zusammen, beides ist wichtig. Wir Menschen leben nun mal mit Kontrastharmonien; die ganze Welt besteht aus Gegensatzpaaren. Aber diese Gegensätze müssen durch den einenden Geist Gottes umschlossen, umfassen werden, dann erst ist volles, erfüllendes Leben möglich.

In der Theologie wird Gott „coincidentia oppositorum“ genannt: das, wo alle Gegensätze zusammenfallen, wo alle Polaritäten eins sind. Der Taoismus weiß das schon längst, und unsere christlichen Mystiker ebenfalls.

Wird es nicht langsam an der Zeit, daß auch wir uns bemühen, Spaltungen und Gegensätze anzunehmen:

- nicht Menschen anderer Sprache, anderer Hautfarbe und Kultur auszugrenzen, sondern sie als Bereicherung zu empfinden?
- nicht „typisch männliche Logik“ gegen „typisch weibliche Gefühle“ auszuspielen, sondern als beglückende Ergänzung zu sehen?
- nicht Mitmenschen in „gut“ und „böse“ einzuteilen, sondern „Unkraut und Weizen“ zusammen wachsen zu lassen?

Das zu erreichen ist nicht unmöglich - es beginnt schon damit,

- daß wir bei uns und anderen Gefühle zulassen; daß wir in der Freizeit wieder zweckfrei spielen lernen;
- daß wir hinter den bloßen Worten des anderen auch die Gefühle zu „erfühlen“ lernen;
- daß wir Gegenstände, Bilder, Texte meditieren, auf uns wirken lassen, ohne sie zu „zerreden“;
- und daß wir mit Gott, dem „Geist der Einheit“, durch Gespräche, Gebete Kontakt halten.

AMEN

# **Pfingstmontag 1998**

## **Thema: Silberfischchen - lichtscheues Gesindel**

**Lesg./Ev.: Röm 8,14-17; Joh 3,16-21**

**gehalten am 01. Juni 1998 10:30**

**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Da gibt es so gewisse Tierchen, „Silberfischchen“ genannt, die man normalerweise kaum zu Gesicht bekommt. Sie sind nicht groß, maximal einen Zentimeter lang, abgeplattet und laufen hinten spitz zu mit drei kleinen Schwanzborsten. Ihren Namen haben sie von weißen, silbrig schimmernden Schüppchen. Sie fressen so ziemlich alles, was ihnen vor die Freißwerkzeuge kommt: pflanzliche und tierische Abfallstoffe, aber auch Mehl und Zucker. In gewissem Sinne sind sie bildungsfeindlich, denn sie schrecken nicht davor zurück, Bilder oder gar Bücher anzuknabbern; und was sie an Textilien finden, kann ich mir schon gar nicht vorstellen. Warum man diese Viecher so selten sieht, liegt an ihrer Lebensweise: sie ziehen die Dunkelheit, die Nacht vor. Nur wenn man sie überrascht - beispielsweise wenn man zu nachtschlafender Zeit im Bad das Licht andreht, um - meinetwegen - das vergessene Zähneputzen nachzuholen, kann man sie rasch in die dunklen, feuchten Ecken der Dusche oder einer Fliesenritze verschwinden sehen.

Lichtscheues Gesindel, könnte man sagen!

Von ähnlich lichtscheuen Gesellen spricht heute auch der Autor des Johannesevangeliums. Dieser großartige Theologe ist ja - wie Sie sicher wissen - ganz vernarrt in die Symbolik des Lichtes. Schon in seinem Prolog, seiner Vorrede also, spricht er vom Licht, das in diese dunkle Welt gekommen ist, aber nicht akzeptiert wird, obwohl diese Welt sein Eigentum ist.

Heute, im dritten Kapitel, erklärt er uns, warum das so ist. Es gibt eben Menschen, die das Licht scheuen, weil ihre Taten böse sind. Wer Dreck am Stecken hat, möchte nicht, daß auch noch Licht drauf fällt - wie die zerstörerischen Silberfischchen bleibt er lieber im Dunkeln mit seinen üblen Taten.

Nur Menschen, die nichts zu verbergen haben, deren Gewissen rein ist, sind offen für die Klarheit und Helligkeit des Lichtes: „Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben, die nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind.“ so heißt es im Johannesprolog.

Uns ist längst klar, wen der Evangelist meint, wenn er von „Licht“ redet. Jesus, der ganz im Sinne Gottes lebt und handelt, der - in orientalischer Bildsprache - der „Sohn Gottes“ schlechthin ist, der also - ebenfalls in orientalischer Ausdrucksweise - erfüllt vom Geist Gottes ist, strahlt in das Dunkel der Welt hinein. Und nun geschieht etwas, das auch ich in einem Bild deutlich machen möchte:

Wenn Sie endlich einmal auf dem Dachboden aufräumen möchten, werden Sie vermutlich nicht im Dunkeln herumsuchen. Um Gerassel von Wertvollem, Müll von Brauchbarem unterscheiden zu können, machen Sie zuerst einmal Licht. Erst dann können Sie zwischen dem trennen, was wert ist, aufgehoben zu werden und dem, was besser dem nächsten Sperrmüll anvertraut wird.

So ähnlich sieht es auch der Evangelist: im grellen Scheinwerfer der unbestechlichen Liebe Gottes, das in Jesus offenbar wird, zeigt sich, was von der Art Gottes, also von Liebe erfüllt ist, aber auch, was gott-los, lieb-los ist.

Die verschiedenen Reaktionen auf die Frohe Botschaft Jesu haben das deutlich gezeigt: die einen sind ihm begeistert gefolgt, haben sich von seinen Worten und Taten erlöst und befreit gefühlt - den anderen aber war er ein Stolperstein, an den sie Anstoß genommen haben und den sie - mit Erfolg! - beseitigen wollten.

So sehr ich den Johannesevangelisten schätze - eines muß ich ihm leider vorwerfen, nämlich seine Schwarz-Weiß-Malerei. Nicht nur, daß er recht undifferenziert von „den Juden“ spricht, obwohl doch die ersten und treuesten Anhänger Jesu Juden waren, er teilt auch die Welt ohne Grautöne in „gottgehörig“ und „gottlos“ ein.

In Wirklichkeit wird es sich doch so verhalten: jeder von uns hat Licht und Schatten in sich; in jedem von uns wächst Unkraut und Weizen zugleich. Auch im schlimmsten Verbrecher schlummert die Sehnsucht nach Liebe, Anerkennung, Glück - also nach Gott (ob er es nun weiß oder nicht)! Und so darf ich doch mit größter Wahrscheinlichkeit vermuten, daß der liebende Gott, der uns alle zu seinen „Söhnen und Erben“ machen möchte, auch die „lichtscheuen Gesellen“ letztendlich mit seiner übergroßen Liebe überwältigen wird.

Auch wenn die Berichte Reanimierter, also von Menschen, die knapp dem Tod entronnen sind, umstritten sind - ein Element daraus paßt jedenfalls ausgezeichnet zum Johannesevangelium: Die sogenannte Lebensschau, also die Beurteilung des eigenen Lebens im Lichte der Liebe Gottes, macht jedem Menschen ohne Selbsttäuschung und ohne Selbstbetrug klar, was daran lieblos war oder aber aus Liebe getan wurde.

Die Silberfischchen, die lichtscheuen Zerstörer, wären danach also nicht die anderen, die Bösen - es wären die lieb- und lichtlosen Augenblicke in unserem eigenen Leben!

Schon Carl Gustav Jung spricht vom „Schatten“ jedes Menschen, der integriert, angenommen werden muß, damit „Individuation“ gelingt. Er meint damit nichts anderes, als daß auch die dunklen Seiten in uns, die gottlosen und lieblosen Winkel unserer Seele erkannt und zugegeben werden müssen.

Denn nur so können wir einmal das überreiche Erbarmen Gottes, seine Verzeihung und seine Liebe ermessen; denn wer sich schuldlos fühlt, wer - nach dem 1. Johannesbrief - glaubt, sündelos zu sein, der betrügt sich selbst und der betrügt sich um das unverdiente Geschenk der Vergebung.

Verstehen Sie nun, warum sich Huren, Zöllner und andere Sünder um Jesus geschart haben, und warum ihn die vermeintlich sündenlosen Religionsakrobaten ablehnen mußten?

Nur wer erkennt, daß Licht, Liebe, Glück allein von Gott kommen kann, nur wem bewußt ist, daß alles Tun ohne Gott, also ohne Liebe, „wie ein dröhnendes Erz“ oder wie „eine lärmende Pauke“ ist (1Kor 13), der kann von Gott „gerichtet“, also in Ordnung gebracht, heil gemacht werden.

AMEN

# Dreifaltigkeitssonntag

## Thema: Dogma oder Gotteserfahrung gehalten am 6. und 7. Juni 98 ESB von E. Gottsmann, OStR

„Der Sohn geht aus dem Intellekt des Vaters hervor.“ „Der Hl. Geist geht aus dem Willen oder der gegenseitigen Liebe des Vaters und des Sohnes hervor. *Er geht aber nicht durch Zeugung hervor.*“ „Die Relationen in Gott sind mit der göttlichen Wesenheit real identisch.“ „In Gott ist alles eins, soweit nicht ein Gegensatz der Relation vorhanden ist.“ „Die drei göttlichen Personen sind ineinander“. „Alle Tätigkeiten Gottes nach außen sind den drei Personen gemeinsam.“  
Liebe Christen!

Passend zum heutigen Dreifaltigkeitssonntag habe ich Ihnen aus einem Dogmatiklehrbuch einige Dogmen herausgesucht (die ersten beiden Sätze sind allerdings nur „sententiae certae“, sichere Lehrmeinungen), die Ihnen sicher eine große Hilfe beim Verständnis des Festinhaltes sein werden.

Ironie beiseite - aber soetwas kommt dabei heraus, wenn man über etwas reden will, über das man gar nicht reden kann. Abgesehen von der Tatsache, daß solche Formulierungen dem Glauben - also dem unbedingten Gottvertrauen, für das Jesus immer neu wirbt - in keiner Weise nützen können, zeigen diese Dogmen auch unsere menschliche Unfähigkeit, das Geheimnis Gottes in menschliche Begriffe einzuengen. Der einzige praktische Nutzen solcher Gedankenakrobatik war - wenigstens in der Vergangenheit - die „wahre Lehre“ von Irrmeinungen und Ketzereien abzugrenzen. Obwohl ich mich immer wieder wundern muß, daß es bezüglich der Frage, ob man das Osterereignis als „Auferstehung Jesu“ oder „Auferweckung durch Gott“ noch nie ein Dogma gegeben hat, oder warum noch nie kirchenamtlich festgelegt wurde, ob der **Mensch als Ganzheit** stirbt - wie es die jüdische Denkweise ist - oder ob die menschliche Seele **unsterblich** ist - wie die Griechen dachten. In diesen wirklich wichtigen Fragen war es den Christen schon immer freigestellt, sich das eine oder das andere auszusuchen.

Wenn Sie damit einverstanden sind, möchte ich das Thema „Dreifaltigkeit“ ganz anders angehen, und zwar nicht theologisch - wissenschaftlich, sondern eher praktisch.

Ausgangspunkt ist folgende Überlegung:

**Wenn** es Gott gibt, dann muß er **erfahrbar** sein, dann muß ich ihn irgendwie **erleben** können.

Und eine zweite Überlegung: um als Mensch überhaupt etwas erfahren zu können, brauchen wir die **Sinnesorgane**. „Sinn erfahren wir nur durch die Sinne“, könnte man in einem Satz zusammenfassen. Sie ahnen bereits, was aus beiden Sätzen zu folgern ist: Auch Gott - **den** Sinn schlechthin - kann ich als Mensch nur durch die Sinne erfahren. Und Sinne - das ist Schmecken, Tasten, Riechen, Sehen, Hören. Gott sehen, hören, riechen, ertasten - das soll möglich sein?

Bevor Sie mich jetzt für verrückt erklären, lassen Sie mich einen kleinen Umweg machen. Wie erfahren Sie denn, ob Sie ein Mensch liebt? Liebe ist doch etwas Unmaterielles, Geistiges, etwas, das man weder tasten, noch sehen oder hören kann! Und doch erleben Sie - hoffentlich täglich - daß Sie geliebt werden. Sie

nehmen nämlich etwas wahr, das durchaus mit den Sinnesorganen erfaßt werden kann: nämlich unzählige Zeichen der Liebe. Ein lieber Blick, ein anerkennendes Wort, ein Geschenk oder ein sanftes Streicheln.

Nicht nur für die immaterielle Liebe gilt das, auch für alle anderen geistigen Wirklichkeiten, wie Wahrhaftigkeit, Treue, Leben, Glück.

Und nun brauchen wir uns nur noch darüber einig zu werden, daß alles, was Sie als Liebe, Glück, Leben erfahren, in Wirklichkeit auf Gott zurückgeht, ja Gott selbst ist, dann sind wir schon am Ziel unserer Überlegungen.

„Gott ist die Liebe“, heißt es im 1. Johannesbrief, und wir singen immer wieder einmal den Kehrvers: „Wo die Güte und die Liebe wohnt, dort nur wohnt der HERR“. GOTT ist es also, den wir erfahren, wenn uns jemand liebt, ihn gibt der Partner weiter, der uns streichelt oder tröstet, ihn gibt der wildfremde Autofahrer weiter, der uns bei einem Unfall hilft.

Wenn wir also wirkliche, selbstlose Liebe erfahren, erfahren wir in Wirklichkeit Gott; und Menschen (oder andere Geschöpfe), die uns diese Liebe schenken, sind in Wirklichkeit nur Boten der Liebe Gottes, „angeli“ auf Griechisch - „Engel“.

Wer das anerkennen kann - und das ist die eigentliche Grundentscheidung unseres Glaubens - der tut sich auch nicht mehr schwer, die „Dreifaltigkeit“ Gottes zu begreifen.

Denn von uns Menschen aus gesehen kann man diese Liebe in verschiedener Weise erfahren. In der Schöpfung beispielsweise, durch die Gott uns „Speise zur rechten Zeit“ gibt, durch die seine Schönheit und sein überquellendes Leben erlebt werden kann. Die so erfahrene Liebe nennen wir „Schöpfergott“, weil sie eben in der Schöpfung sichtbar, spürbar wird. Auch der Begriff „Vater“ - in dem ja das Schöpferische enthalten ist, kann dafür verwendet werden.

In ganz anderer Weise dagegen erfahren wir die Liebe Gottes im Reden und Tun Jesu Christi. Seine Frohbotschaft, sein liebevolles Verhalten gerade Sündern und Schwachen gegenüber macht uns auf noch viel deutlichere Weise klar, was das Wesen Gottes ist. Nicht nur abstrakte Liebe, sondern unverdiente, frohmachende und erlösende Liebe jedem Einzelnen gegenüber, und zwar so, als wäre er der einzige Mensch auf der Welt. Diese Liebe, ablesbar an Jesus, nennen wir „Sohn“, wobei wir immer im Hinterkopf behalten müssen, daß Orientalen dieses Wort nicht immer im leiblichen Sinn verwenden. „Tochter der Gerechtigkeit“ ist halt eine ganz und gar gerechte Frau, „Sohn der Lüge“ ein ganz und gar verlogener Typ - und „Sohn Gottes“ ist ein Mensch, der ganz und gar im Sinne Gottes handelt. Wie sich die Bedeutung dieses Begriffs dann im griechischen Kulturraum verändert hat, können wir in dieser kurzen Predigt nicht behandeln.

Und nun gibt es noch eine weitere Möglichkeit für uns Menschen, dieselbe Liebe, also Gott selbst, zu erfahren, und das ist jede Art von Beziehung, von Gemeinschaft, von Kommunikation unter uns Menschen. „Wo zwei oder mehrere in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ - oder anders ausgedrückt: Wirkliche Gemeinschaft, echte Beziehung können wir Menschen nicht „machen“. Wir empfinden es immer wieder als Geschenk, wenn Gemeinschaft glückt - und auch das, was „in der Beziehung zieht“, das, was die Nähe eigentlich ausmacht, ist stets ein Drittes, nämlich Gott selbst. Dieselbe Liebe, die wir in der Schöpfung erleben und „Schöpfergott“ nennen, dieselbe Liebe, die wir in Jesus am Werk sehen und die wir „Gott Sohn“ nennen, dieselbe Liebe wirkt unter uns Menschen und in unserem Inneren als „Heiliger“, also „heilmachender“ Geist.

Immer dieselbe Liebe, immer derselbe Gott - aber in drei verschiedenen Weisen von uns erfahrbar.

Ich meine, das alles ist keine bloße Gedankenspielerei. Denn wenn ich mir einmal bewußt geworden bin, auf welche Weise ich Gott erleben, praktisch erfahren kann, dann brauche ich keine Dogmatik mehr, um froh, erlöst, befreit zu sein. Dann brauche ich auch keinen Zweifel an der Existenz Gottes zu haben - denn wenn ich ihn täglich erleben kann, ist jeder noch so geistreiche Gottesbeweis überflüssig.

Mehr noch: wenn ich überzeugt bin, daß all die Schönheit, das Leben, das Glück, die Liebe, in Wirklichkeit Gott ist, dann dürfte die Gemeinschaft mit Menschen anderer Religionen oder Konfessionen nicht mehr allzu schwierig sein. **Gott ist die Liebe - echte Liebe ist Gott** - das ist der gemeinsame Nenner, der uns trotz aller rituellen und kulturellen Unterschiede zu einer tiefen, von Jesus so ersehnten Einheit führen könnte.

AMEN

# Fronleichnam 1998

**Thema: Gründonnerstag - nachgeholt**  
**Lesg./Ev.: 1Kor 11, 23-26; Lk 9,11b-17**  
**gehalten am 11.06.1998 9:00 Kastl**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Der aufmerksame Beobachter hat sicher bemerkt, daß der Fronleichnamstag immer an einem Donnerstag ist. Und wenn dieser aufmerksame Mensch auch noch in Erwägung zieht, daß bei diesem Fest Brot und Wein eine besondere Rolle spielt, sogar eine Hostie durch die Straßen getragen wird, dann drängt sich ihm geradezu der Gedanke auf, daß dieser Antlaß- oder Prangertag, wie er auch genannt wird, eine Art Zweitausgabe des Gründonnerstags sein muß. Und so ist es auch.

Die traurige, gedrückte Stimmung des letzten Abendmahles, des Abschiedsmahles Jesu vor seinem Leiden, läßt die Freude über das Vermächtnis Jesu, seinen Leib und sein Blut, in den Hintergrund geraten. Ein Vergleich: wenn man von einem Verwandten eine Menge erbt, dann ist das natürlich ein Anlaß zur Freude und zum Feiern. Aber wenn man diesen Verwandten sehr lieb hatte, dann werden zunächst die Tränen und die Trauer über den Abschied alle freudigen Gedanken verdrängen.

Deshalb ist es naheliegend, daß die Kirche nachholt, was für den Gründonnerstag selbst nicht recht passend war. Zwar ist dieses Fest erst 700 Jahre alt, das jüngste Hochfest der Kirche, aber das tut der Bedeutung dieses Tages keinen Abbruch. Vielleicht erinnern Sie sich: eine belgische Nonne hatte immer wieder denselben Traum: eine Mondscheibe, die über und über glänzte - aber an einer Stelle war ein dunkler Fleck. Zugleich fühlte sie, was diese Vision bedeuten sollte: im strahlenden Jahreskreis der kirchlichen Feste fehlte eines, das die Eucharistie gebührend feierte. Sie bedrängte den Bischof von Lüttich solange, bis er im Jahr 1246 zum ersten Mal ein solches Fest in seiner Diözese feiern ließ. Nach fast 20 Jahren wurde es dann für die gesamte Kirche vorgeschrieben. Der berühmte Theologe Thomas von Aquin hat dazu die Texte verfaßt, die wir noch heute verwenden.

In der Barockzeit glich die damit verbundene Prozession fast einem Faschingszug, denn man liebte es, dabei Szenen aus der Bibel darzustellen, sozusagen in lebendigen Bildern.

In wenigen Resten sind solche barocken Bräuche noch heute zu finden, wie Blumenteppeiche, Beflagung der Häuser, Musik und Böllerschüsse.

Aber damals wie heute bleibt das Wichtigste die Freude darüber, daß Christus uns das Wertvollste hinterlassen hat, das es gibt: sich selbst. Denn genau das meint Jesus, wenn er von seinem Fleisch und seinem Blut spricht. Wir würden etwa so umschreiben: „Ich bin ganz und gar mit euch vereint, wenn Ihr zum meinem Gedächtnis ein Mahl mit Brot und Wein haltet!“

Und noch etwas anderes ist für uns ein Grund zur Freude: die Materie, unsere sichtbare Welt, von so manchen verteufelt und verachtet, wird von Gott in sich hineinverwandelt.

An der Hostie sieht man das besonders deutlich: Gott kann überall wohnen, alles kann zum Zeichen, zum Symbol für ihn werden. Alles Geschaffene kann dazu dienen, mit ihm Verbindung aufzunehmen.

Dadurch, daß Gott Mensch geworden ist, hat er sich für immer mit der Schöpfung, mit der Materie verbunden. Im tiefsten Grund aller Dinge können wir immer wieder Gott entdecken. Das Brot ist - wie es bei der Gabenbereitung heißt - Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit. Beides ist mit dem Brot verwandelt worden: die Erde und die Arbeit des Menschen.

Weil Gott sich mit unserer Materie verbunden hat, deshalb ist auch das geheiligt, was mit Materie zu tun hat: die Straßen, durch die wir die Monstranz tragen, die Menschen, die darin wohnen, der Alltag mit seiner Arbeit und seinen Mühen und die Feiertage, an denen wir die Ruhe des 7. Schöpfungstages genießen dürfen. Und wo Gott ist, da ist auch Heil, wird wieder alles heil und kommt wieder alles in Ordnung. So ist es verständlich, daß damals und heute diese Freude und Dankbarkeit auch in materiellen Erscheinungen, in Blumentepichen, Musik und festlichem Essen ein Echo findet.

AMEN

# Christi Himmelfahrt

**Thema: Inhalt und Rahmen**  
**Lesg./Ev.: Apg 1,1-11; Lk 24,46-53**  
**gehalten am 20.05.1998 19:00 ESB**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen,

Der römische Geschichtsschreiber Livius erzählt folgende Geschichte:

Der legendäre Gründer der Stadt Rom, Romulus, habe einst in den Ziegensümpfen eine Heeresschau, eine Musterung, abgehalten. „Da brach ein Gewitter los und hüllte den König unter krachenden Donnerschlägen in eine so dichte Regenwolke, daß die Versammelten ihn nicht mehr sehen konnten. ... Als der Himmel sich nach dem Gewitter wieder aufhellte und beruhigte und der Schrecken schwand, fanden die römischen Soldaten den Sitz des Königs leer. Zwar mißtrauten sie nicht gerade der Aussage der Väter, die ihm am nächsten gestanden hatten und sagten, diese Gewitterwolke hätte ihn in den Himmel gehoben. Aber sie trauerten doch eine Zeitlang still um ihn wie Waisen, die sich fürchten. Bald aber folgten sie dem Beispiel einzelner; und alle verabschiedeten sich von Romulus mit den Anrufen: ‘Gott, Gottessohn! König und Vater!’ Sie beteten innig um seine Gnade: Er solle sie, seine Kinder, gnädig mit seinem Schutz beglücken.“

Soweit Livius.

Falls Sie noch weitere Kostproben wollen:

auch von den altägyptischen Pharaonen wird in den sogenannten Pyramidentexten gesagt, daß ihre Seele im Tode wie eine Schwalbe auffliege, hoch hinauf in den Himmel; dort dürfe er sich zur Rechten des Gottes Re setzen, als Kind des Lichtes und als Mitregent der Sonne;

ähnliches wird von Empedokles, Alexander den Großen und Apollonius von Tyana erzählt.

Charakteristisch ist bei all diesen Geschichten, daß eine Menge Leute zuschauen - und oft wird auch eine Wolke bzw. Finsternis erwähnt. Nicht selten passiert zudem das Ganze auf einem Berg oder Hügel.

Diese Erzählform, die man mit „Entrückungsgeschichten“ bezeichnet, ist aber nicht nur im antiken Heidentum zuhause. Auch im Judentum gibt es sie, beispielsweise im 2. Buch der Könige, in dem von der Entrückung des Propheten Elija die Rede ist. Das gleiche wird von Henoch gesagt - nachzulesen im Buch Genesis, Kapitel 5.

Fundamentalisten und solche, die hartnäckig an ihren Kindheitsvorstellungen hängengeblieben sind, werden jetzt vermutlich geschockt sein. Wenn ich gleich noch weitere „Enttäuschungen“ verursache, dann gilt das Wort des großen Theologen Eugen Biser: „Es ist der modernen Bibelwissenschaft zu verdanken, daß in dieser Frage [damit meint er das Weltbild, das der Himmelfahrtsgeschichte zugrunde liegt] klare Verhältnisse entstanden. Was sie wegnahm, ist kein Verlust, sondern ein Gewinn an Klarheit und Einsicht...“

Und damit wären wir schon beim nächsten Punkt: die Vorstellung, als sei Jesus wie in einem unsichtbaren Aufzug in den blauen Himmel entschwunden, dürfen wir

uns ruhig abschminken. Das Weltbild der Antike, das über dem „Festgestampften“, also dem Firmament, den Bereich Gottes angenommen hat, in dem er auf einem Thron sitzt, ist nun mal durch die heutigen Kenntnisse überholt. Nebenbei: auch im Glaubensbekenntnis wird auf dieses überholte Weltbild Bezug genommen, wenn es Jesus in die Scheol, in das Reich des Todes also, hinabsteigen, und dann in den Himmel auffahren läßt, damit er zur Rechten Gottes sitzen kann.

Dabei ist die Sache gar nicht so schlimm, wenn man nicht den Rahmen mit dem Inhalt verwechselt. Denn natürlich mußte Lukas (wie auch die anderen Evangelisten) auf die damaligen Vorstellungen zurückgreifen, um überhaupt Aussagen über das Eigentliche, das Entscheidende machen zu können.

Ähnlich verhält sich die Angelegenheit auch mit der Zahl vierzig, die eindeutig symbolischen Charakter hat. Bis ins vierte Jahrhundert hinein wurde das Fest zusammen mit Pfingsten gefeiert; außerdem erweckt das Johannesevangelium den Eindruck, als sei Ostern, also die „Auferweckung Jesu“ gleichzeitig mit der „Erhöhung“, also der Himmelfahrt passiert.

Nun gibt immer wieder Leute, die aufgrund solcher Tatsachen das ganze Fest auf den Müll werfen wollen. Das kommt mir so vor, als hätte ein Mittelmeertaucher eine wunderschöne griechische Statue vom Meeresgrund heraufgeholt, sie aber sofort wieder weggeworfen, weil sie von Algen und Tang überwuchert ist.

Die Statue ist deshalb nicht wertlos - es kommt nur darauf an, die Ablagerungen der Jahrhunderte vorsichtig und behutsam zu entfernen, um an die wahre Schönheit und den eigentlichen Wert heranzukommen.

Was aber ist der Kern, die entscheidende Aussage unseres heutigen Festes? Sie werden gleich merken, daß auch wir Heutigen nicht ohne Bilder und Vergleiche auskommen. Aber versuchen wir mal, es herauszufinden!

Die Ostererzählungen zeigen deutlich, daß die Jünger nicht das Gefühl hatten, als Waisen zurückgelassen worden zu sein. In irgendeiner Weise sind sie dem Auferstandenen begegnet und sind nun absolut überzeugt, daß er lebt. Allmählich haben sie auch erfahren, daß sie im äußeren Abschied eine innere Ankunft, eine besondere Nähe Jesu erfahren haben.

Oder anders gesagt: sie sind überzeugt, daß Gott diesen Menschen, der so ganz mit ihm verbunden war, von den Toten auferweckt und zu sich aufgenommen hat. Und wenn er jetzt den Platz am Herzen des Vaters einnimmt, dann ist er zugleich im Zentrum der Welt, und auch in jedem von uns. Sein irdischer Körper bildet nun keine Grenze, keine Abgrenzung mehr, sondern ist wegen seiner unvorstellbaren neuen Existenzweise (wir sagen „Auferstehungsleib“ dazu) entgrenzt und kann sich grenzenlos mit jedem verbinden, der sich ihm öffnet.

So, wie Gott uns schon immer nahe war, so ist uns auch der Auferstandene nahe: und wer das einmal voll erfaßt hat, der „kehrt in großer Freude“ und Be-Geist-erung nach Hause zurück; und gerade das ist es, was wir an Pfingsten feiern, dem Fest der Geistsendung.

Raum und Zeit spielt dabei keine Rolle: Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten sind für Christus eins. Aber für uns, die wir in Raum und Zeit leben, ist es gut, die einzelnen Etappen getrennt zu meditieren und zu feiern.

Und die Bedeutung für uns? Wir bräuchten nämlich kein Fest, wenn irgendwann irgendwer auferweckt und zu Gott aufgenommen worden ist - was ginge das uns heute schon an!

Dazu abschließend ein paar Stichworte - zum Weiterdenken:

Was stehst du da und schaust zum Himmel? Er wird wiederkommen - nein, er ist schon da: in jedem Menschen, der mir begegnet - vor allem in jedem, der meine Hilfe braucht.

Er ist erhöht zu Rechten des Vaters? Er ist - in Gott - die Mitte der Schöpfung und meine Mitte; alles muß um ihn kreisen, damit nichts aus der Bahn gerät!

Eine Wolke entzieht ihn meinen Blicken? Ich bin oft blind für seine Gegenwart, hier, unter uns, mitten in der Welt! Dabei ist alles Geschaffene ein Symbol, ein Zeichen seiner Gegenwart und Liebe!

Sie kehrten voll Freude nach Jerusalem zurück? Jesus ist das „Modell“ für den Plan Gottes mit der ganzen Welt, mit uns allen: wie Gott im Menschen Jesus „Fleisch geworden“ ist, so hebt Gott die Welt, uns alle, zu sich empor, wie es im Psalm 8 heißt:

„5 Was ist der Mensch, daß du an ihn denkst, des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst? 6 Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt.“

AMEN

# 11. Jahressonntag

## Thema: Pharisäer und Sünderin Lesg./Ev.: Lk 7,36-50 (Kurzfassung) gehalten am 14.06.1998 10:30 ESB von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Moderne Mnemotechnikforscher und Lernpsychologen sagen uns, wie man Texte oder Erzählungen am effektivsten aufnehmen und speichern kann. Sie empfehlen, das Gehörte oder Gelesene zu „imaginieren“, das heißt, sich geistig ein möglichst plastisches Bild vor Augen zu malen, am besten bei geschlossenen Augen. Und der Erfolg? Solche Texte würden sich dann viel intensiver ins Gedächtnis eingraben, da beide Gehirnhälften, die linke und die rechte, gleichermaßen angesprochen würden. Zudem könnte man so neue Verknüpfungen mit Bekanntem schaffen, die Intelligenz und Kreativität steigern würden.

Versucht man diese Methode mit dem heutigen Evangelientext, merkt man sofort die Mängel dieses Verfahrens. Stellen Sie sich nämlich folgendes vor: Jesus, der bei einem Pharisäer eingeladen wurde, setzt sich zu Tisch, so, wie man sich auch bei uns zum Mittagessen niedersetzt. Und nun kommt eine stadtbekanntes Dame (vorsichtig „Sünderin“ genannt), und tritt von hinten an ihn heran. Noch kann man sich das gut vorstellen - sie steht also hinter seinem Rücken. Doch auf einmal heißt es: „sie weinte so sehr, daß ihre Tränen ihm auf die Füße fielen“. Können Sie mir verraten, wie das funktionieren soll? Mit einer Wasserpistole kommt man vielleicht so weit, aber mit Tränendrüsen? Und wie soll man sich das weitere vorstellen, etwa, daß sie seine Füße mit ihrem Haar abtrocknet, sie küßt und mit dem Öl salbt? Ist sie etwa unter den Tisch gekrochen und versucht, zusammengekrümmt an seine nackten Füße zu kommen? Außerdem - woher hat sie das Öl zum Salben? Etwa extra mitgebracht? Oder hat sie es vorher vom Tisch genommen, wo es vielleicht nach Art italienischer Restaurants zusammen mit Balsamico zum Anmachen von Salaten bereitstand?

Sie sehen: die erwähnte Imaginationsmethode funktioniert nur, wenn man auch die kulturellen Hintergründe eines Textes kennt. Hier an diesem Beispiel ist das noch relativ einfach, weil die meisten Bibelleser bereits orientalische Tischsitten kennen - aber es gibt noch viele andere Schriftstellen, wo man sich da schwerer tut. Ohne Zeit- und Kulturhintergründe ist vieles in der Bibel einfach nicht zu verstehen - und deshalb lege ich auch so viel Wert darauf - in Predigten, aber vor allem in meinen Bibelkreisen. Aber nun zurück zu unserem Text.

Damals saß man nämlich nicht auf einem Stuhl, sondern man nahm die Mahlzeiten liegend ein, den linken Arm aufgestützt, die Rechte frei, um die vorgeschnittenen Speisen ergreifen zu können - wenigstes war das in begüterten und vornehmeren Kreisen so. Natürlich lag man nicht mit den Sandalen auf dem Sofa - die wurden einem schon beim Eingang von einem Sklaven ausgezogen, nachdem der Hausherr dem Gast eine Hand auf die Schulter gelegt hatte (bei geehrten Gästen unterblieb das übrigens nie!), ihm den Friedenskuß gegeben und ihm ein paar Tropfen Rosenöl auf den Kopf geträufelt hatte. Der Sklave übergoß

dann die Füße mit kaltem Wasser, das reinigte die staubigen Füße und erfrischte zugleich. Dann also legte man sich barfuß zu Tisch, woraus sich erklärt, daß die käufliche Dame Jesus **zu Füßen** stand.

Manch einen Leser des Neuen Testamentes mag es wundern, daß Jesus ausgerechnet von einem Pharisäer eingeladen wurde - denn die Pharisäer kommen in den Reden Jesu gar nicht gut weg. Aber Pharisäer waren nicht allesamt die Feinde Jesu: es waren meist ausgesprochen integre Männer, die sich genau nach dem Gesetz Gottes richten wollten. Er scheint Jesus zu schätzen, denn er redet ihn mit **Rabbi** an, also mit Herr Professor. Bei den damaligen Juden war es eine verdienstvolle Angelegenheit, Wanderprediger zu verköstigen, außerdem kann man den Gast ja ein wenig aushorchen...

Aber die primitivsten Formen der Herzlichkeit unterläßt er merkwürdigerweise: kein Friedenskuß, kein Rosenöl, keine Fußwaschung. Und das Hinterfotzigste: mit geheimer Schadenfreude beobachtet er, wie ausgerechnet eine Hure an Jesus herantritt und ihn - man höre und staune - **anrührt!** Eigentlich hätte ein so gesetzestreuer Jude diese Dame längst vorher hinauswerfen sollen, denn wenn auch damals üblicherweise viel Neugierige ins Haus drängten, um berühmte Gäste zu sehen, - eine Unreine macht ja den ganzen Haushalt trejfe, also unrein. Aber der gute Schim'on möchte halt gar zu gern wissen, wie Jesus auf die Hure reagiert - wenn er, der berühmte Prophet, es überhaupt merkt! All diese Indizien zeigen, daß dieser fromme Fundamentalist Jesus gegenüber recht skeptisch war; mich wundert es, daß sich Jesus überhaupt von ihm einladen ließ.

Inzwischen hat die Vielbesuchte, aber Verachtete ihr Parfümfläschchen, das sie wie alle „besseren“ Jüdinnen um den Hals trug, auf die Füße Jesu gegossen, während ihre Tränen auf seine Füße tropfen. Jetzt zeigt sich erst recht, was das für eine ist: sie löst ihr Haar und trocknet die Füße Jesu ab! Bei den dekadenten Römern der Spätzeit kam es durchaus einmal vor, daß laszive Gäste ihre Hände am Haar schöner Sklavinnen, die ihnen Schalen zum Händewaschen hinhielten, abtrockneten - aber eine Jüdin! Ein anständiges jüdisches Mädchen hätte sich niemals mit offenem Haar gezeigt; das war absolut unanständig und schamlos. Aber die Frau vergißt die glotzenden Männer um sich her und trocknet Jesus mit ihrem Haar die feuchten Füße ab.

Auf einem herrlichen Bild von Rembrandt, das genau diese Szene darstellt, zeigt Schim'on mit dem Finger auf die Frau, als ob er sagen wollte: Ein feiner Prophet, dieser Jesus. Der merkt gar nicht, was das für ein Weib ist - sonst hätte er sich schleunigst von ihr zurückgezogen. So weit kann es mit seinem Prophetenamt nicht her sein!

Was nun folgt, zeigt der Maler besser als alle Worte: Jesus breitet seinen linken Arm schützend über die Frau, als ob er sagen wollte:

Schau einmal diese Frau an. Du hältst sie für eine abstoßende Sünderin, mit der du als gesetzestreuer Jude nicht in Berührung kommen möchtest. Du hast recht: bis heute war sie das. Aber jetzt ist sie es nicht mehr. Mit dem Blick eines Propheten erblicke ich mehr als du. Nicht die **Schuld** dieser Frau springt mir ins Auge, sondern ihre **Liebe**. Im Gegensatz zu dir, der du mich höflich, aber unterkühlt behandelt hast, läßt **sie** ihr Herz sprechen. Und dieses Herz ist von einer Zuneigung erfüllt, zu der du in deiner Korrektheit überhaupt nicht fähig bist. In ihrem Leben gab es sicherlich mehr Schuld und Schatten als in deinem, aber jetzt ist darin mehr Licht und Freude als in deiner wohlgeordneten Existenz. Ihr Glaube, ihr Vertrauen zu Gott hat sie gerettet. Ihre Sünde ist verziehen. Aber du glaubst, keine Vergebung zu benötigen, weil du deiner Meinung nach genau nach dem Gesetz lebst. Deshalb

hast **du** auch kein Gefühl der Dankbarkeit und Liebe. Du mußt dich fragen, ob du nicht letztlich mehr auf deine Leistung vertraust als auf Gott - ob du nicht insgeheim dein eigenes Ich an die Stelle Gottes gesetzt hast.

Liebe Christen!

Fein hat es Jesus diesem Pharisäer gegeben. Das hat er gebraucht, dieser eingebildete Dünkel, dieser Eisklotz mit dem eingetrockneten, selbstgefälligen Herzen.

Wenn ich mir diese Geschichte so vorstelle, wenn ich sie „imaginieren“, fährt es mir wie ein Blitz durch den Sinn: sollte Jesus wirklich nur den Pharisäer Schim'on gemeint haben - oder meint er vielleicht auch mich?

AMEN

# 12. Jahressonntag

## Thema: Kreuzesnachfolge Lesg./Ev.: Lk 9,18-24 gehalten am 21.06.98 9:00 ESB von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

„Die schlimmste, scheußlichste und grausamste Todesstrafe, die es gibt, ist der Kreuzestod“, sagt Cicero seinen Mitbürgern in Rom. Und weiter: „Schon der **Begriff** ‘Kreuz’ muß nicht nur vom Leib römischer Bürger, sondern auch von ihren Gedanken, ihren Augen und ihren Ohren ferngehalten werden“ (Pro Rabirio 5,16)

Den Juden aber und vielen anderen Völkern in den Römischen Provinzen blieb weder der Anblick, noch der Kreuzestod selbst erspart:

Varus, der römische Legat in Syrien, den wir durch die Schlacht im Teutoburger Wald kennen, ließ kurz nach der Zeitenwende zweitausend jüdische Rebellen ans Kreuz nageln, und unter den vier ersten Landpflegern fanden rund sechstausend Freiheitskämpfer in Israel den Tod am Römerkreuz.

Der blutrünstige und brutale Pontius Pilatus, der durchaus auch mal Hinrichtungen ohne Urteil vollstrecken ließ, hat während der zehn Jahre seiner Prokuratur über dreitausend fromme Juden am Kreuz verbluten lassen - einschließlich jener opfernden Galiläer, die Lukas erwähnt.

Und schließlich noch die Massenkreuzigungen während der Belagerung von Jerusalem im Jahre 70 nach Christus, die Titus vor den Mauern der Stadt - in Sichtweite der Belagerten - vornehmen ließ, weil er dadurch eine raschere Kapitulation erhoffte.

Wenn also im heutigen Evangelium Jesus vom Kreuztragen spricht, dann meint er ursprünglich sicher nicht ein „Kreuztragen“ im **übertragenen** Sinn. Er meint: „Wer von euch Jüngern nicht bereit ist, die Römerstrafe der Kreuzigung auf sich zu nehmen, der soll lieber daheim bleiben!“

Der älteste Evangelist, Markus, faßt es auch noch so auf: „Wenn einer mir nachfolgen will, so verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und so folge er mir nach. Denn wer sein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben meinetwegen und der Frohen Botschaft wegen verliert, der wird es retten.“

Für den späteren Lukas dagegen war die Kreuzesstrafe nicht mehr aktuell; er schrieb sein Evangelium zu einer Zeit, da die Christen ihren Glauben verhältnismäßig sicher leben konnten. Deshalb versteht er das „Kreuztragen“ im übertragenen Sinn: „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst und nehme **täglich** sein Kreuz auf sich...“

Diese Aufforderung Jesu besteht aus drei Teilen: „sich selbst verleugnen“ - „sein Kreuz tragen“ und „nachfolgen“.

Das erste Stichwort: „**Sich selbst verleugnen**“ ist recht mißverständlich und dadurch gefährlich; dieser Satz hat schon manchen braven Christen zu einer unehrlichen und buckeligen Demut verleitet; einer Haltung, die immer nur einsteckt, die eigene Bedürfnisse und Rechte stets zurückstellt.

Das ist hier nicht gemeint. Ein Christ darf kein rückgratloser Jasager sein; und um für andere dasein zu können, muß er **sich** erst einmal **selbst akzeptieren und achten**. Sogenannte „Opferseelen“ und Menschen mit „Helfersyndrom“ sollten einmal ihre eigentlichen Motive untersuchen - ob da nicht häufig emotionale Erpressung dahintersteckt? „Du **mußt** mich doch lieben, wo ich dir doch soviel Gutes erweise!“ Der Zweiertyp des Enneagramms (einer genialen Typenlehre) ist so ein Liebessüchtiger, der unter dem Deckmäntelchen der Selbstlosigkeit Liebe erkaufte oder zumindest beim anderen Schuldgefühle erzeugt, wenn er diese „Belohnung“ erweigert. Hier kann man sich leicht selbst testen: Wenn ich nach einer „guten Tat“ beleidigt bin, weil ich keinen Dank erfahren habe, - oder wenn ich sauer bin, daß der andere dankend ablehnt, dann war diese „Liebestat“ gar nicht so selbstlos, wie sie schien, sondern in Wirklichkeit Ausdruck eines egoistischen „Tauschhandels“.

Nein - nur wer sich selbst liebt, weil er sich von **Gott** total und unverlierbar angenommen fühlt, kann auch andere lieben „wie sich selbst“, kann die Liebe Gottes selbstlos weitergeben, weil er nicht mehr auf die unsichere Zuneigung bestimmter Mitmenschen angewiesen ist. „Sich selbst verleugnen“ heißt also nicht „Selbstaufgabe“, sondern zunächst und zuerst das Bewußtsein, daß nicht ich die Quelle der Liebe bin, sondern nur „Bote, Angelos, Engel der Liebe Gottes“, der aber dabei selbst bereichert wird - so wie ein Wasserhahn, dessen „Spende“ umso größer wird, je mehr er sich öffnet.

Dann aber ist man auch in der Lage, sein „tägliches Kreuz“ auf sich zu nehmen. Oder sagen wir es mal anders: Wenn ich jemanden liebe, dann kann ich ihn „leiden“! Dann kann ich seine Eigenheiten und Schwächen annehmen, dann kann ich ihn sein lassen, wie er ist. Dann muß ich nicht mehr versuchen, ihn „nach meinem Bilde“ zu formen, ihn so zu manipulieren, daß er meinen Vorstellungen entspricht! In einem Buch von Pfarrer Roland Breitenbach, den ich für einen Vortrag im Dezember gewinnen konnte, habe ich den Ausspruch von Michel Quoist gefunden: „Wer den anderen liebt, läßt ihn gelten, wie er ist, wie er gewesen ist und wie er sein wird.“ - und zwar täglich, jeden Tag aufs neue.

Wenn ich dieses „tägliche Kreuz“ auf mich nehme, dann ist das die geforderte „Nachfolge Christi“, weil ich dann tue, was er getan hat.

Den anderen „er-tragen“, den anderen „leiden“ können, nicht gleich be-leid-igt sein, wenn der andere meinen Erwartungen nicht entspricht - das ist die „Kreuzesnachfolge“, die mir heutzutage aufgetragen ist. Römerkreuze gehören gottseidank der Vergangenheit an - in dieser Hinsicht kann ich weder in die Fußstapfen Jesu noch seiner Jünger treten.

Noch ein Aspekt fällt mir zu diesem Thema ein: wer versucht, selbstlos zu lieben, ohne dabei einen Vorteil „herausschlagen“ zu wollen, ohne Zweck und Hintergedanken, wird zwangsläufig für einen Trottel gehalten. Liebe durchkreuzt die Vernunft, die Logik, und sehr oft auch die gängigen Vorstellungen von „Gesetz und Moral“. Wer selbstlos zu lieben versucht, muß immer damit rechnen, verkannt, für blöd gehalten oder gar verurteilt zu werden. Jesus ist das laufend passiert. Aber er hat durchgehalten, bis hin zum Kreuz. Sein Tod wäre vermeidbar gewesen, wenn er nur ein wenig auf sich geschaut hätte. Aber für ihn war die Liebe - und damit Gott - wichtiger als alle Todesgefahr, sogar wichtiger als der Tod selbst.

Ihm nachzufolgen heißt also auch: durchzuhalten, wo es für mich unangenehm wird, wo mich vielleicht kein anderer versteht und ich allein mit meiner Entscheidung bin, oder wo man gar zu schreien beginnt: „Ans Kreuz mit ihm!“

Und noch ein letztes: manchmal muß man auch aushalten, sich beim Kreuztragen helfen zu lassen. Natürlich ist das unangenehm: es geht gegen meinen Stolz! Ich kann das schon alleine - ich **mach** das schon! Aber auch Jesus mußte sich beim Kreuztragen helfen lassen - noch dazu von einem, der dazu gezwungen wurde, und das ist doppelt peinlich.

Aber wie soll ich lernen, die Geschenke Gottes anzunehmen: Vergebung, Liebe - also sogar ihn selbst, wenn ich mir schon von Menschen nichts schenken lasse? Natürlich bin ich dann in dessen Schuld, vor allem, wenn ich seine Hilfe nicht wieder „gutmachen“ kann! Aber auch das ist ein Kreuz, das ich zu tragen lernen muß.

AMEN

# 13. Jahressonntag

**Thema: Weiche Welle**  
**Lesg./Ev.: Lk 9,51-62**  
**Erstellt am 27.06.1998**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Wenn auf die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts ein Schlagwort paßt, dann ist es sicher das der „Weichen Welle“. Politische Entspannung, Kompromisse in der Erziehung, Relativierung moralischer Grundsätze - dies und noch mehr läßt sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten beobachten.

Das hat natürlich sein Gutes. Nachgeben, keinen Anstoß erregen, Fehler zugeben und Toleranz sind sehr wichtige christliche Verhaltensweisen. Umgekehrt ist das starre Festhalten an überkommenen Formen und überholten Gesetzen alles andere als christlich.

Aber anscheinend ist es eine Spezialität von uns Deutschen, niemals die goldene Mitte zu finden. Nach dem einen Extrem - beispielsweise die autoritäre Erziehung Anfang unseres Jahrhunderts - folgt übergangslos das andere, wie die antiautoritäre Erziehung der 60er Jahre, deren Früchte bzw. Früchtchen wir heute noch zu genießen haben. Und nach den verbissenen Sittlichkeitsvereinen vor einigen Generationen wird heute die Schamlosigkeit zur Norm, jedes Schamgefühl zur Verklemmtheit erklärt.

Im Evangelium herrscht eine andere Tonart. Bei all seiner Güte und Barmherzigkeit kennt Christus keine Weichheit, keine Sentimentalitäten, keine faulen Kompromisse. So, wie man Jesus zur Zeit unserer Urgroßeltern und Großeltern dargestellt hat, als sanften, süßen, himmelblauen Jesus, war er nach Ausweis der Bibel mit Sicherheit nicht.

„Ich bin gekommen, den Sohn mit dem Vater zu entzweien“; „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“; „Wer mein Jünger sein will, der nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Welch ein unerbittlicher Zug in der Predigt Jesu!

Auch das heutige Evangelium stellt auf engstem Raum gleich eine ganze Sammlung solch scheinbarer Unerbittlichkeiten zusammen.

Mit einem Verweis beginnt es. Eine Stadt in Samaria läßt die Apostel das Tor nicht passieren. Die Samaritaner glauben nämlich, diese wandernden Juden seien auf dem Weg zum Jerusalemer Tempel, der ihnen - von den Juden - verwehrt wurde. Daß diese so zurückgewiesenen Menschen nun ihrerseits Juden schikanieren, kann man fast verstehen. Aber die Apostel sind wütend. Hat man ihnen nicht in Galiläa überall zugejubelt? Und diese elenden Samariter, die nicht einmal echte Juden sind, wagen es, sie auszusperren? Der Herr aber kritisiert ihren Zorn. Er zeigt ihnen, daß sie, die „Donnersöhne“, kleinlich und fanatisch sind. Es ist der verletzte Stolz, der sie so reagieren ließ, nicht der Eifer für den Willen Gottes.

Und dann folgt Schlag auf Schlag. Einer will Christus bedingungslos folgen. Christus gibt ihm zu bedenken: „Bei mir mußt du auf alles gefaßt sein. Auf meinem Weg verzichtest Du auf alle gewohnten Sicherheiten, auf die vertraute

Geborgenheit, sogar auf Denkschablonen, die Dir bisher inneren Halt gegeben haben.“

Ein anderer will, bevor er endgültig zu Jesus stößt und ihm nachfolgen will, noch abwarten, bis sein Vater gestorben ist, und er mit der Beerdigung seines Vaters seine Sohnespflichten erfüllen kann. Er bekommt zu hören: „Dein Vater hat es doch schon überstanden. Er ist bereits am Ziel. Konzentriere Du Dich lieber auf den Weg, den Du und andere Lebende noch zu gehen haben - den Weg zu Gott!“

Einen dritten spricht Jesus selbst an. Der ist bereit, will aber nur noch rasch daheim Abschied nehmen. Jesus aber rät davon ab: „Deine Verwandten und Freunde werden Dich bestürmen, daheim zu bleiben. Sie werden all ihre Kraft einsetzen, Dir klarzumachen, wie gefährlich es ist, mit mir mitzugehen. Die Bindungen an Heim und Familie werden dann über Deinen Eifer für das Reich Gottes siegen!“

Vergessen wir nicht: Jesus ist auf dem Weg nach Jerusalem. Freunde, die gute Verbindungen mit der dortigen religiösen Behörde, also dem Hohen Rat, haben, werden ihn sicherlich gewarnt haben: „Geh ja nicht! Die warten doch bloß darauf, bis Du kommst - und dann werden sie zuschlagen! Dein Tod ist schon beschlossene Sache; es ist nur eine Frage der Zeit, wann sie ihren Beschluß ausführen!“

Im Grunde gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder er entzieht sich dieser Bedrohung, indem er beispielsweise ins Ausland geht oder - wie viele Outlaws dieser Zeit - in der unübersichtlichen Felsenwüste von Juda untertaucht - oder er verfolgt seine Aufgabe weiter, aber dann mit allen Konsequenzen.

Die Entscheidung Jesu kennen wir: „Er entschloß sich, den Weg nach Jerusalem zu gehen.“ Wenn seine Botschaft glaubwürdig bleiben soll, dann hat er keine andere Wahl. Daß wir uns nicht mißverstehen: Jesus ist kein Todessehnsüchtiger wie manche frühchristlichen Märtyrer, die sich geradezu zum Martyrium gedrängt haben. Die Ölbergszene zeigt deutlich, daß er schreckliche Angst vor Marter und Tod hatte. Aber er will sich selbst und seiner Überzeugung treu bleiben, was für Folgen das immer haben mag.

Welch meilenweiter Unterschied zu unserer Wischi-Waschi-Haltung! Natürlich sind wir zu begeistern, und manchmal nehmen wir für unsere Ideale auch einige Unannehmlichkeiten in Kauf. Aber kaum wird es wirklich ernst, kaum ist unsere materielle oder gar körperliche Existenz bedroht, stecken wir sofort zurück. Für eine Überzeugung gar in den Tod zu gehen - das liegt völlig außer Debatte.

Und doch hat es immer wieder Menschen gegeben, die so gehandelt haben. Ich rede nicht mal von Märtyrern des christlichen Glaubens oder von Widerstandskämpfern im Dritten Reich. Ich meine ganz alltägliche Menschen, die gegen die Meinung der Masse Charakter gezeigt haben, die gegen den Druck eines ganzen Dorfes konsequent geblieben sind, die Vorgesetzten gegenüber Haltung gezeigt haben, obwohl es ihnen die Karriere kostete.

Ich bewundere solche Leute; sie sind wie erratische Blöcke inmitten einer Masse von Wendehälsen, wie Eichen inmitten von Schilfrohr. Wenn es mehr solche Menschen gäbe - die Welt sähe anders aus.

Aber es ist nie zu spät, den eigenen Charakter zu bilden. Gelegenheit dazu finden wir fast jeden Tag - und da sind es meist recht ungefährliche Situationen. Aber bei wem es im Lauf der Zeit zur Gewohnheit geworden ist, dem eigenen Gewissen, der eigenen Überzeugung zu folgen, der hat alle Chancen, auch dann standhaft zu bleiben, wenn es einmal wirklich ernst wird.

AMEN

# Firmandacht 1998

**Thema: Ohne Strom geht nix**  
**Lesg./Ev.: Mt 3,13ff.**  
**gehalten am: 01.07.1998 14:30<sup>h</sup>**  
**Material: Staubsauger**

## Begrüßung

Liebe Firmlinge, liebe Eltern und Paten, liebe Gemeinde!

Zumeist ist man ein ganz kleines Baby, wenn man die heilige Taufe empfängt. Da kann man noch nicht selber Entscheidungen treffen, deshalb tun das die Eltern für das Kind, sozusagen stellvertretend. Auch viele andere Entscheidungen fällen die Eltern für ihr Kind. Sie bringen ihm vieles bei, was es einmal im Leben kennen und können muß: das Sprechen, das Denken, wie man sich anderen gegenüber richtig verhält, und vor allem zeigen sie, wie gut und mächtig Gott ist, und wie sehr man ihm vertrauen soll.

In der Schule wird es dann weiter unterrichtet, und es lernt immer mehr selbständig zu denken. Dann merkt es allmählich, daß die Eltern und Lehrer einem nicht alles abnehmen können: jeder muß sich selber Gedanken machen und sich dann selbständig entscheiden. Genau das habt ihr, liebe Firmlinge, getan: Mit eurer Unterschrift habt ihr euch zur Firmung angemeldet. Das bedeutet: Jawohl, ich bin mit der Entscheidung meiner Eltern einverstanden, ich entscheide mich jetzt selber dafür, daß ich zur Kirche dazugehören will. Und von jetzt ab will ich mich nicht mehr nur von den Eltern anschieben lassen, dieses oder jenes zu tun - jetzt will ich von mir aus nachdenken, was Gott von mir erwartet, und will es auch dann tun, wenn es mir keiner anschafft. Bei der Firmung heute vormittag hat euch Gott versprochen, daß er euch dabei hilft. Durch seinen Geist will er uns immer wieder zeigen, was recht ist und was ihr tun sollt, und gibt euch auch die Fähigkeit dazu. Das ist schon ein Grund zur Freude - und deshalb wollen wir auch jetzt bei diesem Gottesdienst Gott gemeinsam dafür danken.

## Gebet

Laßt uns beten!

Herr, himmlischer Vater, du hast deinen Sohn Jesus zu uns in die Welt gesandt. Er hat uns gezeigt, was Gott von uns erwartet, und uns versprochen, daß der Gute Geist Gottes uns dabei hilft. Darum bitten wir und dafür danken wir von Herzen durch Christus, unsern Herrn. Amen

## Lesung

Mt 3,13 Zu dieser Zeit kam Jesus von Galiläa an den **Jordan** zu Johannes, um sich von ihm taufen zu lassen. 14 Johannes aber wollte es nicht zulassen und sagte zu ihm: Ich müßte von dir getauft werden, und du kommst zu mir? 15 Jesus antwortete ihm: Laß es nur zu! Denn nur so können wir die Gerechtigkeit (die Gott fordert) ganz erfüllen. Da gab Johannes nach.

16 Kaum war Jesus getauft und aus dem Wasser gestiegen, da öffnete sich der Himmel, und er sah den Geist Gottes wie eine Taube auf sich herabkommen. 17 Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen gefunden habe.

## Kurzansprache

Liebe Firmlinge, liebe Erwachsene!

Ich hab da ein Problem. Mein nagelneuer Staubsauger funktioniert nämlich nicht. Dabei hab ich ihn erst gekauft! Vielleicht hat mir der Verkäufer ein Montagmodell angedreht. Man sagt doch, daß Geräte, die am Montag hergestellt werden, meistens nichts taugen, weil die Arbeiter da noch in Gedanken ganz beim Sonntag sind.

Vielleicht haben wir hier einen Fachmann, der sich die Sache mal näher anschaut. Ich hab nämlich den Staubsauger mitgebracht! [natürlich nicht in der Steckdose - Firmling entdeckt das]

Natürlich! Wie kann man nur so zerstreut sein! Ohne Strom geht da natürlich gar nichts. Obwohl - ich bin mir gar nicht so sicher, ob es so etwas wie „Strom“ überhaupt gibt! Ich habe ihn nämlich noch nie gesehen. Hat jemand von euch schon mal Strom gesehen? [...] Komisch: wenn noch nie jemand Strom gesehen hat, woher wissen wir denn, daß es ihn gibt? [Wirkungen des Stroms]. Welche Wirkungen hat denn so ein Strom? [Lampe brennt, Herd wird heiß, Kühlschrank kühlt, Stromschlag] Jetzt wird mir einiges klar. Wenn man an den Wirkungen des Stromes erkennen kann, daß er da ist, obwohl er eigentlich unsichtbar ist, dann müßte das doch auch bei anderen unsichtbaren Dingen der Fall sein. Schauen wir doch mal, ob wir da Beispiele finden.

Die Elke hat ihre Mutti furchtbar lieb. Leider kann man „Liebe“ nicht sehen, das ist etwas Geistiges, Unsichtbares. Aber wie merkt denn die Mutti, daß die Elke sie mag? [sie sagt es ihr, sie bringt Geschenke, sie hilft ihr beim Abspülen ...]

Heinz ist in einer Handballmannschaft. Der Trainer lobt sie alle sehr und sagt: „Bei euch herrscht ein guter Mannschaftsgeist!“ Der Vereinsvorstand schüttelt den Kopf: „Ich kann keinen Mannschaftsgeist sehen!“ Kann er auch nicht - auch „Mannschaftsgeist“ ist etwas Geistiges, Unsichtbares. Aber wie wird ihm der Trainer beweisen, daß doch ein guter Geist unter den Handballern herrscht? [sie sind fair, kommen pünktlich zum Training, sie spielen einander gut den Ball zu, streiten kaum...]

Ich könnte euch noch viele solche Beispiele nennen, den Klassengeist zum Beispiel oder den Geist der Wahrhaftigkeit. Ihr könnt ja da selber weiterdenken!

Mir fällt manchmal auf, daß so ein „Geist“, so eine Gesinnung gute und schlechte Wirkungen haben kann. Wie könnte man zu einem Geist sagen, der spaltet, trennt, kaputtmacht, anderen schadet? [Un-Geist]. Und wie könnten wir einen Geist nennen, der lauter gute Wirkungen hat, wie Freundschaft, Freude, Glück und so weiter - der also „heil“ macht? [na klar: Heiliger Geist].

Bei der Lesung vorhin haben wir gehört, daß auch Jesus vom guten, vom heilmachenden Geist erfüllt war. Bei der Taufe soll das geschehen sein, und der Apostel Mattäus stellt sich das so vor, wie wenn eine Taube auf ihn herabgeflattert wäre.

Aber wenn das stimmt, was wir vorhin gesagt haben, dann kann man doch auch den guten Geist Jesu nicht sehen. Woran haben denn die Leute gemerkt, „wes Geistes Kind“ er war? [Kranke geheilt, Menschen froh gemacht, Ausgestoßene angenommen, sogar sein Leben für seine Freunde hingegeben ...]

Die meisten von uns haben im Firmunterricht gehört, daß wir Menschen das Heil, die Liebe, das Glück, das Leben gar nicht selber machen können. Könnt ihr euch erinnern, wer die Quelle des Heiles, die Liebe, das Leben und das Glück eigentlich ist? [natürlich, Gott selbst!]

Was das bedeutet, ist sonnenklar: Jesus hatte Gott in sich, und deshalb konnte er die anderen Menschen froh, glücklich, heil machen - im Grunde hat er nichts anderes getan, als Gott an die anderen weiterzugeben. In der Sprache der Bibel heißt das: „Jesus war der Sohn Gottes“ - er war ganz und gar von Gott erfüllt. So, wie der Staubsauger den Teppich nur dann sauber machen kann, wenn Strom in ihm ist, genauso können wir Menschen anderen nur Freude machen und Gutes tun, wenn der gute, der heilende Geist in uns ist.

Vorhin haben wir gesehen, wie das beim Staubsauger ist. Er muß in die Steckdose gesteckt werden - sonst fließt kein Strom in ihm. Und wenn kein Strom in ihm fließt, kann er auch nicht den Motor laufen lassen.

Bei uns ist es ähnlich: wir „laufen“ auch nur, wenn wir mit dem Strom, dem Heiligen Geist, verbunden sind. Aber gibt es dafür auch eine Steckdose, durch die wir mit Gott verbunden sein können? [Gebet, an Gott denken, über Worte Jesu nachdenken; bereuen, wenn wir von ihm weggegangen sind; Sakramente empfangen; dem anderen Gutes tun ...]

Wenn Gott in uns ist, und wenn wir ihn an die anderen weitergeben, dann sind auch wir Söhne und Töchter - also Kinder Gottes; genau wie Jesus! Aber leider schaffen wir es nie, so ganz und gar mit Gott verbunden zu sein wie er, und außerdem bringen wir das nur ab und zu fertig, während Jesus immer, sogar beim Sterben mit Gott eins war.

Wenn ihr also Töchter und Söhne des guten Geistes, des Heiligen Geistes, des Gottesgeistes sein wollt, und nicht Kinder des Un-Geistes, dann solltet ihr immer mit Gott verbunden bleiben, wie der Staubsauger, der nur funktioniert, wenn er in der Steckdose steckt. Und nicht nur heute, an eurem Firmtag. AMEN

## **Fürbitten**

Allmächtiger Gott, guter Vater, Du hörst die Bitten Deiner Kinder. Du hast versprochen, daß Du uns heil und glücklich machen willst:

- Hilf uns, daß wir uns von Dir be-geistern lassen!
- Hilf uns, daß wir mit unserer Begeisterung über Deine Liebe und Größe auch andere anstecken können!
- Hilf uns, daß wir immer mit Dir verbunden sind, damit dein guter Geist in uns wirken kann!
- Hilf uns, daß wir unterscheiden lernen, was vom guten, heiligen Geist und was vom Ungeist stammt!
- Hilf uns, daß wir uns nach der inneren Stimme, dem Gewissen, richten, in der Dein Geist zu uns spricht!

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

## **Opfergang, dabei Orgelspiel**

### **Vater unser**

Wir haben den Geist empfangen, der uns zu Kindern Gottes macht. Darum dürfen wir sprechen: VATER UNSER ...

## **Gebet**

Laßt uns beten! Herr, himmlischer Vater, du hast deinen Sohn Jesus zu uns in die Welt gesandt. Er hat uns gezeigt, was Gott von uns erwartet, und uns versprochen, daß der Gute Geist Gottes uns dabei hilft. Darum bitten wir und dafür danken wir von Herzen durch Christus, unsern Herrn. Amen

## **Schlußworte und Segen**

Liebe Firmlinge!

Ich möchte Euch allen danken, daß ihr zu diesem Gottesdienst, den wir gerade miteinander gefeiert haben, gekommen seid. Auch Dankbarkeit kann beweisen, daß der Heilige Geist in uns wirksam geworden ist. Dankbarkeit ist aber gar nicht so selbstverständlich, das habt ihr sicher schon oft erlebt. Darum bitte ich euch, auch nach dieser Dankandacht Kontakt mit Gott aufzunehmen, immer wieder, jeden Tag. Daß Ihr den Geist Gottes in euch wachsen laßt - wozu Euch die Eltern und Paten helfen sollen - dazu segne euch der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Amen.

## **Schlußlied**

# Predigt zum 25jährigen Priesterjubiläum

**Thema: 25 Jahre Priester - der steinige Weg zur  
„Himmelspforte“ (Dschebel Musa)**

**Lesg./Ev.: Lk 10,1-9**

**gehalten am 05.07.1998 10:00 Uhr in Rgbg-  
Schwabelweis**

**und am 12.07.1998 um 9:00 Uhr und 10:30 Uhr in ESB  
von E. Gottsmann, OStR**

## **Begrüßung**

Im Namen des Vaters ... Der Herr, unser Halt und unsere Stärke, unser Wegbegleiter und unser Ziel ist mit euch! - Und mit deinem Geiste.

Liebe Christen!

Ein Lieblingsgedanke des II. Vatikanischen Konzils (nach dem ich mich momentan mehr denn je zurücksehne) ist der des pilgernden Gottesvolkes. Das Leben sozusagen als Wallfahrt in großem Maßstab - oder mit einem anderen Bild: ein langer und oft mühevoller Aufstieg zu Gott. So schön manche Abschnitte auch sein mögen, wie herrlich hin und wieder auch die Aussicht ist - dann wieder schleppen wir uns mühsam vorwärts oder fallen gar - wie der arme Kerl im Evangelium - unter die Räuber.

Wie gut, daß es immer wieder barmherzige Samariter gibt, die uns unter die Arme greifen und unsere Wunden versorgen. Ab und zu - beispielsweise an Jubiläumstagen - müssen wir auch mal stehen bleiben und zurückblicken. Wir müssen unseren augenblicklichen Standort mit den Augen Gottes betrachten und mit seinen Maßstäben messen.

Im Grunde ist jeder Bußakt am Beginn der Messe solch ein Rückblick. Daher wollen wir auch jetzt kurz zurückschauen und Gott unsere Bereitschaft bekunden, dort korrigieren zu wollen, wo wir von dem Weg abgewichen ist, den Christus uns gezeigt hat, dem Weg zu unserem Heil.

## **Schrifttext Lk 10,1-9**

**Lk 10:1 Danach suchte der Herr zweiundsiebzig andere aus und sandte sie zu zweit voraus in alle Städte und Ortschaften, in die er selbst gehen wollte. 2 Er sagte zu ihnen: Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden. 3 Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. 4 Nehmt keinen Geldbeutel mit, keine Vorratstasche und keine Schuhe! Grüßt niemand unterwegs! 5 Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als erstes: Friede diesem Haus! 6 Und wenn dort ein Mann des Friedens wohnt, wird der Friede, den ihr ihm wünscht, auf ihm ruhen; andernfalls wird er zu euch zurückkehren.**

**7 Bleibt in diesem Haus, eßt und trinkt, was man euch anbietet; denn wer arbeitet, hat ein Recht auf seinen Lohn. Zieht nicht von einem Haus in ein**

**anderes! 8 Wenn ihr in eine Stadt kommt und man euch aufnimmt, so eßt, was man euch vorsetzt. 9 Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt den Leuten: Das Reich Gottes ist euch nahe.**

## **Predigt [dazugehöriges Bild siehe unten!]**

Liebe Mitchristen!

Sie glauben ja gar nicht, wie schwer es ist, ein passendes Motiv für ein Jubiläumsbildchen zu finden! Mehrere Kataloge und Kunstbände habe ich durchgesucht - und bin schließlich bei einer Fotografie hängen geblieben. Natürlich habe ich ein paar gute Bekannte um ihre Meinung gefragt; aus Höflichkeit haben die meisten zustimmend genickt, ein paar allerdings konnten es sich nicht verkneifen zu sagen: „Das ist ja nur ein Steinhaufen!“

Ich habe mir gedacht: als Gleichnis für den 25 Jahre langen Weg als Priester ist auch ein Steinhaufen recht gut geeignet! Denn manche Steine werden einem da in den Weg gelegt; die gutgemeinten Worte und mehr oder weniger gute Predigten fallen meist „auf felsigen Boden, wo es nur wenig Erde gab, und ging sofort auf, weil das Erdreich nicht tief war; als aber die Sonne hochstieg, wurde die Saat versengt und verdorrte, weil sie keine Wurzeln hatte“, wie Jesus im Gleichnis vom Sämann sagt. Manchmal fällt man auch über Stolpersteine, die man sich selbst in den Weg gelegt hat, und hin und wieder hat man den Eindruck, als sei man eher ein Steinklopfer im Steinbruch als ein Verkünder, der die Herzen der Menschen erreicht.

Aber alle, die mein schönes Jubiläumsbild als Steinhaufen bezeichnen, haben nicht genau hingeschaut! Es ist nämlich in Wirklichkeit eine Felsentreppe, die nach oben führt. Und ganz oben ist ein Tor, durch das man den Himmel sehen kann! Zugegeben: die Treppe ist kein besonders bequemer Aufstieg; unregelmäßig und bucklig sind die Steine, und der Weg ist ganz schön steil, so daß man leicht ins Schnaufen kommt. Und durch das Felsentor, das man die „Himmelspforte“ nennt, kann man auch nur den irdischen Himmel sehen. Aber der Berg ist etwas Besonderes: es ist der Dschebel Musa, der Gottesberg, auf dem Mose der Überlieferung nach eine Begegnung mit Gott hatte.

Jetzt muß einer schon total symbolunfähig sein, wenn er mein schönes Jubiläumsbild noch als „Steinhaufen“ bezeichnet! Ein besseres Gleichnis für meinen 25 Jahre dauernden Weg als Priester kann ich mir gar nicht vorstellen!

Freilich, ein wenig kann man dieses Bild schon mißverstehen. Es gibt nämlich genug Leute, die sagen: der ist schön blöd, daß er auf einen so hohen Berg steigen will. Was hat er denn davon außer wackeligen Beinen und viel Schweiß? Passionierte Bergsteiger dagegen verstehen mich sofort: gewiß, der Aufstieg kann einen manchmal ganz schön schlauchen. Aber wenn dann endlich der Gipfel erreicht ist, dann wird man tausendfach durch die herrliche Aussicht belohnt, und alle Mühen und Strapazen sind vergessen.

Nun ja, noch bin ich nicht am Gipfel. Nach 25 Jahren habe ich erst eine Etappe zurückgelegt - so hoffe ich wenigstens. Aber schon jetzt kann ich sagen: ich habe noch keine Sekunde bereut, daß ich den Aufstieg begonnen habe, damals im Hohen Dom zu Regensburg und acht Tage später in meiner Heimatpfarrei St. Georg Schwabelweis.

Natürlich habe ich damals überhaupt nicht ahnen können, was alles auf mich zukommt. Ich wußte noch nichts von manchen „Hautabschürfungen“, die ich durch unbedachte Tritte selbst verschuldet habe.

Mir war auch noch nichts bekannt von blauen Flecken, die ich mir durch Fremdverschulden geholt habe, wenn ein Mitwanderer gedankenlos oder mutwillig Steine losgetreten hat.

Ich hatte auch Illusionen über den künftigen Weg: ich dachte damals noch, daß der Pfad so eben bleibt, wie er am Anfang war, und daß er mit Edelweiß und Enzian übersät sei. Aber mittlerweile bin ich bescheidener und realistischer geworden: mir genügt schon ein winziges Moos oder eine Flechte in der Felsspalte, beispielsweise, wenn jemand nach einem langen, anstrengenden Seelsorgsgespräch sagt: „Jetzt geht es mir schon viel besser. Sie sind ein Engel.“ Dann glaube ich sogar für ein paar Minuten, daß mir Flügel gewachsen sind, und nehme in Hochstimmung gleich ein paar Felsenstufen auf einmal.

Dann aber folgt wieder ein Abschnitt einer Steinwüste: Schüler sitzen gähmend in meinem Unterricht und schauen auf die Uhr, wann endlich die Relistunde vorbei ist und der kurzweilige Mathematikunterricht beginnt. Oder ich stelle beim Abfrage fest: na, der hat aber auch gar nichts von dem kapiert, was ich drei Stunden lang unter Aufbietung aller Kräfte und unter Einsatz der anschaulichsten Medien zu vermitteln versuchte. Dann frage ich mich: Lohnt es sich überhaupt, sich zu plagen? Soll ich mich nicht einfach hinsetzen und sitzenbleiben?

Doch immer wieder komme ich zu einem Stück Traubenzucker, das mir wieder neue Energie und neuen Mut spendet. Da bittet mich ein ehemaliger Schüler, ob ich ihn nicht trauen würde; da ruft mich eine ehemalige Kollegiatin an, ob ich nicht ihr Kind taufen wolle. Und manchmal, ganz selten, höre ich über Umwege ein Lob, das mir zeigt, daß mein Unterricht doch nicht immer eine Schlaftablette war.

Was mir aber am meisten Auftrieb gibt, das ist die Seilmannschaft meiner Bibelkreise. In vielen Jahren (der älteste Bibelkreis besteht schon 8 Jahre!) sind wir herrlich zusammengewachsen. Allmählich ist so ein Vertrauensverhältnis entstanden, daß einer dem anderen Halt und Stütze sein kann, nicht zuletzt für mich selbst. Diesen herzlichen und offenen Menschen möchte ich an meinem Jubiläumstag ganz besonders danken.

Und wenn ich schon beim Danken bin, dann mache ich gleich weiter, ohne mich in Einzelheiten zu verlieren: meiner Familie, allen voran meiner Mutter und meinem Vater (der schon durch die „Himmelspforte“ geschritten ist) - vielen Bekannten aus meiner Heimatpfarre, die immer wieder nach mir fragen und die meiner im Gebet gedenken (am allermeisten fragt unser lieber Geistlicher Rat Jakob Egler nach mir, aber bös wie ich bin, komme ich seinem Wunsch nicht nach, sein regelmäßiger Konzelebrant zu werden). Dankbar bin ich auch den vielen Menschen, die mich als Kaplan begleitet und geformt haben - und das waren ausgerechnet Niederbayern! Mit vielen bin ich noch immer freundschaftlich verbunden.

Nicht minder dankbar bin ich all denen aus der Umgebung von Eschenbach und aus Eschenbach selbst, die mir immer wieder Mut machen, einen freundlichen Gruß oder ein gutes Wort schenken - und ganz besonders Pfarrer Andreas Uschold, mit dem ich 17 Jahre lang in Freundschaft und Harmonie zusammengearbeitet habe. Aber ich bin ihm immer noch beleidigt, daß er uns verlassen hat und dem drängenden Ruf des Generalvikars gefolgt ist, nach Weiden zu gehen. Und besonders dankbar bin ich meiner Hausgemeinschaft, die keine Mühen scheut, mir die Steine des Alltags aus dem Weg zu räumen.

So Gott will, habe ich noch einiges an Weg zu erklettern, in der Schule, aber auch in der außerschulischen Seelsorge. Ich muß schon sagen: ich freu mich darauf. Gott hat immer noch Überraschungen parat, die den oft mühevollen Weg zum

„Himmelstor“ der Gottesberges interessant und abwechslungsreich werden lassen. Und wenn er mir auch weiterhin hilft, mein Gottvertrauen zu behalten - oder gar noch auszubauen! - dann kann ich überzeugt sein, daß er mich nicht ganz umsonst zu seinem Werkzeug gemacht hat und daß er mich nie ganz abstürzen läßt.

„Wer Deinen Namen kennt, vertraut auf dich; denn niemals gibst Du jene preis, die dich suchen Herr“ (Ps 9,11).

AMEN

## **Dankgedicht am Ende des Gottesdienstes**

Wer sich auf stein'gen Himmelsstufen  
des Dschebel Musa schwitzend quält -  
und das schon 25 Jahre -,  
dem gönnt man's, daß er innehält.  
Nicht um zu rasten - das kommt später,  
wenn die Gelenke und der Geist  
sich knirschend nur noch fortbewegen  
und die Arterien sind vergreist  
- nein, um zu orten, ob die Richtung  
wie auch der Kompaß richtig liegt,  
und ob vielleicht nicht mehr die Hoffnung,  
sondern der Pessimismus siegt.

Da überlegt man, ob die Weise,  
wie man mit seinen Schäflein spricht,  
nicht manchmal doch die zarten Seelen  
vielleicht zu tief und grausam sticht;  
da überlegt man, ob manch Thema  
zu ungewohnt, zu neu erscheint,  
und ob man manchen überfordert,  
der Wahrheit zu besitzen meint.  
Da überlegt man, ob nicht besser  
die Milch für manchen Christen wär,  
denn Fleisch, so kräftigend es sein kann,  
ist zu verdauen oft recht schwer.  
Auch denkt man: hat nicht doch die Länge  
der Gottesdienste was zu tun  
mit Frömmigkeit und heiligem Scheine?

Vielleicht wär es auch opportun,  
mit manchem hinterm Berg zu halten,  
und nicht mit zu viel Offenheit  
sich selbst und andre zu belasten,  
und auch mit zuviel Heiterkeit?

In diese so sensible Phase  
platzt da ein ganzer Blumenstrauß  
voll lauter gutgemeinten Wünschen!  
Schon ist es mit den Zweifeln aus.  
Da lobt der eine wohl die Kürze  
von Gottesdienst und Predigt gar,

da klopft ein anderer auf die Schulter  
und rühmt, daß man so offen war!  
Da anerkennt ein weiterer freundlich,  
daß man an „heiße Eisen“ faßt,  
Da gratuliert sogar ein stiller  
und sonst recht fauler Gymnasiast.  
Da sprechen zwei Honoratioren  
der Pfarre Sankt Laurentius  
so freundlich und so wohlgesonnen,  
daß man vor Rührung weinen muß!

Da schmiedet gar ein sehr geschätzter  
Kollege sogar ein Gedicht!  
In solchen seltnen Weihstunden  
kennt man des Kletterns Mühe nicht.

Da tankt man wieder alle Kräfte,  
die man für weitre Jahre braucht,  
bis dann - und das kann bald geschehen -  
hinwiederum der Aufstieg schlaucht.

Doch bis dahin laßt mich noch feiern  
und danken Gott, dem ich verdingt,  
und euch, die ihr Geduld und Liebe  
und Toleranz entgegenbringt.

# 16. Jahressonntag / Bibelkreismesse

**Thema: Die drei „K“s**  
**Lesg./Ev.: Gen 18,1-10a; Lk 10,38-42**  
**gehalten am 19.07.98 in Apfelbach**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Mitglieder der Bibelkreise, liebe Gottesdienstbesucher!

Gastfreundschaft ist schon etwas Feines: man wird von netten Freunden eingeladen, wird mit feinsten Speisen und Getränken verwöhnt, der Tisch ist mit Blumen und Kerzen gedeckt (im Gegensatz zu manchen Altären), leise Musik ist im Hintergrund zu hören - man fühlt sich rundum wohl. Zugleich spürt man, daß die Gastgeber von Herzen geben, nicht aus bloßem Pflichtgefühl oder vielleicht um eine alte Schuld abzugleichen.

In südlichen Ländern ersteckt sich die Gastfreundschaft aber nicht nur auf Bekannte - wie mir Urlaubsreisende erzählen, kann man immer noch erleben, beispielsweise in Griechenland oder im Vorderen Orient von wildfremden Menschen eingeladen und bewirtet zu werden - wie es schon zu Abrahams Zeiten war.

Die Gastlichkeit besonders bei Nomaden wird in der heutigen Lesung besonders anschaulich dargestellt: Abraham, ein reicher Herr, ein Stammesfürst mit riesigen Herden und vielen Knechten und Mägden, behandelt wildfremde Leute, als sei er ihr Sklave. Nicht nur, daß er, der würdige Patriarch, den Fremden entgegenläuft - er wirft sich sogar vor ihnen auf den Boden und bittet sie förmlich an, bei ihm zu Gast zu sein! Die Knechte weist er an, ein erfrischendes Fußbad zu bereiten, und bleibt ehrfurchtsvoll stehen, während sie sitzen. Dann bewirtet er sie in einem Ausmaß, das uns schon arg übertrieben erscheint: ein ganzes Kalb läßt er braten (man denke: für vier Personen!) und dazu Fladen von fast einem Zentner feinstgemahlenen Mehles (das natürlich Frauen in mühevoller Knochenarbeit selber mahlen mußten!). Als Beilage Ziegen- oder Schafmilchprodukte - etwas, das den Juden in späterer Zeit streng verboten war, denn Milchiges und Fleischiges dürfen nicht zusammen gegessen werden!

Wir heutigen Hörer wissen natürlich sofort, wen Abraham da bewirtet. Er aber kann es eigentlich noch nicht wissen - erst, als die drei geheimnisvollen Besucher, die auch noch die Gedanken Saras lesen können, als Gastgeschenk einen Sohn verheißen, kommt der Verdacht auf, es handle sich da um Gott selbst.

Wir sind gewohnt, in dieser Szene ein Vorausbild der Dreifaltigkeit zu sehen. Aber der Text macht da einige Schwierigkeiten: zu Beginn ist nur vom Herrn die Rede, der Abraham erschienen sei, also von Gott - dann sind es auf einmal drei Männer, die gemeinsam reden und auch nach Sara fragen, und schließlich verheißt wieder Gott allein die Geburt eines Sohnes.

Die heutige Wissenschaft nimmt an, daß hier eine viel ältere Geschichte verwendet wurde: im heiligen Hain von Mamre wohnen drei göttliche Wesen, die sich bisweilen offenbaren. Wer sie einlädt, dem erweisen sie Segen. In späterer Zeit wurde die Geschichte auf Abraham zugeschnitten, und zugleich die Vielgötterei ausgemerzt.

Zwei der Gäste werden zu bloßen Statisten Gottes gemacht - und zugleich wird die Geschichte ein Beispiel, daß man Gott begegnen kann, wenn man Fremden gegenüber handelt, wie es das uralte Gastrecht gebietet. Der Verfasser des Hebräerbriefes greift dieses Thema auf: „Vergeßt die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.“

Aber das nur nebenbei - mir geht es eher um eine Person, die in der Geschichte eine Nebenrolle spielt: um Sara, die aufgrund ihres Alters keine Kinder mehr bekommen kann.

Wenn diese Stelle auch nicht mehr in der Lesung berücksichtigt wird, so ist sie doch den meisten von Ihnen bekannt: Sara lauscht im Zelt - da, wo sie nach damaligem Verständnis hingehört - und kichert vor sich hin, als sie von der Prophezeiung hört. Auch als Frau eines Stammesfürsten hat sie bei Männergesprächen nichts zu suchen; Hausarbeit ist ihre Pflicht: „Schnell drei Sea feines Mehl! Rühr es an, und backe Brotfladen!“ „Küche, Kirche und Kinder sind die Aufgaben der Frau“ - so würden wir heute sagen - mehr oder weniger ernstgemeint.

Nun machen wir einen Sprung von fast 2000 Jahren. Seitdem hat sich in der Frauenrolle nicht allzuviel geändert. Männer sitzen beisammen; Jesus versucht in bildhafter Sprache, seinen Zuhörern die befreiende und erlösende Botschaft von der Liebe Gottes nahezubringen. Und wer sitzt da unverschämterweise dabei? Sie erraten es: eine Frau! Da bleibt einem die Spucke weg!! Maria von Betanien setzt sich einfach zu Füßen des Rabbi, genauso, wie es die Talmudschüler tun! Kein Wunder, daß Marta, ihre Schwester, sie gehörig zurückerpfeift: „Ja bist du denn verrückt, einen Talmid zu spielen? Weißt du denn nicht, daß es die Pflicht einer Frau ist, für den Haushalt zu sorgen? Eine Menge Gäste sind im Haus - da gebietet doch die Gastfreundschaft, mit allem aufzufahren, was die Küche zu bieten hat! Und du sitzt einfach da, sperrst Ohren und Mund auf und läßt mich arbeiten? Schau bloß, daß du in die Küche kommst!“

„Besinn dich auf deine Frauenrolle“ - so würden wir es heute ausdrücken.

Und Jesus? Er fällt doch Marta glatt in den Rücken. „Schön, daß du dich um so vieles kümmerst, daß du so gastfreundlich und fleißig bist. Was wären wir ohne dich, ohne ein gutes Mittagessen, liebevoll von deiner Hand zubereitet! Aber es gibt Wichtigeres als eine warme Suppe, als Kohlehydrate und vitaminreichen Salat. Es geht hier um die Frohe Botschaft - und die ist wirklich lebenswichtig, für alle Menschen, also für Frauen genauso wie für Männer. Wenn du dafür nicht aufgeschlossen bist, wenn du dein Leben auf die Erfüllung deiner Frauenrolle reduzieren willst - akzeptiert! Aber hindere doch bitte andere nicht daran, die mehr suchen als nur die Erfüllung einer traditionellen Rolle. Mann und Frau haben das gleiche Recht, als meine Jünger heil zu werden!“

Liebe Zuhörer! Im Grunde hat sich unsere Einstellung seit den Zeiten Abrahams und Jesu zur Rolle von Frau und Mann noch nicht allzuviel geändert. Immer noch scheint - jedenfalls in der Kirche - die Frau zweite Garnitur zu sein. Jesus dagegen zeigt unmißverständlich, daß „es nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau gibt“, wie schon Paulus im Galaterbrief feststellt (Gal 3,28), denn vor Gott sind alle - einfach Menschen.

Einen kleinen Schritt in dieser Richtung machen beispielsweise unsere Bibelkreise, die sich heute zu diesem gemeinsamen Gottesdienst getroffen haben. Es ist sicher kein Zufall, daß weit mehr Frauen als Männer begierig sind, mehr und mehr in die Welt des Alten und Neuen Testaments einzudringen. Moderne Marias, so könnte man sagen - hoffen wir bloß, daß keine männlichen Martas sie dabei hindern. AMEN

# 17. Jahressonntag

## **Thema: Viehhandel mit Gott Lesg./Ev.: Gen 18,20-32 gehalten am 26.07.1998 10:30 ESB von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Etwas, das mir gar nicht liegt, ist das Handeln und Feilschen. Wie viele italienische Händler habe ich da wohl schon enttäuscht, weil ich lieber den vollen (und überzogenen) Preis gezahlt habe als mich auf das meiner Meinung nach lästige und unwürdige Feilschen einzulassen. Freilich, in Südländern und im Orient gehört das einfach dazu; und es scheint diesen Menschen auch noch besonderes Vergnügen zu bereiten.

Heute erleben wir in der Lesung mal einen ausgefuchsten Nomadenfürsten beim Feilschen. Es geht dabei allerdings nicht um den Verkauf von Kleinvieh oder getriebenen Kupferkannen, auch ist der Handelspartner nicht ein anderer Nomade oder Handelsreisender - diesmal ist es ein Handel um Leben oder Tod, und der Partner ist kein anderer als Gott.

Was ist der Hintergrund dieser merkwürdigen Szene? Vielleicht erinnern Sie sich: letzten Sonntag hatten wir vom Lohn der Gastfreundschaft gehört: Abraham hatte drei Männer vorbildlich bewirtet und damit Gott selbst geehrt. Zum Lohn wurde ihm die Geburt eines Sohnes versprochen, obwohl seine Frau längst kein Kind mehr erwarten konnte.

Einige dutzend Verse später lesen wir eine Kontrastgeschichte dazu: die Einwohner von Sodom und Gomorra verletzen das Gastrecht in widerlicher Weise und beleidigen damit Gott selbst - daher beschließt Gott ihre Vernichtung.

Zuerst also ein Beispiel belohnter Gastlichkeit - dann eines der bestraften Ungastlichkeit.

Die heutige Lesung ist ein eingefügtes Mittelstück, durch das der Autor (Jahwist genannt) beide Geschichten miteinander verbindet.

Bevor wir auf diese Stelle eingehen, zunächst einige Bemerkungen, die uns die Denkweise der damaligen Zeit deutlich machen können:

In der alten Zeit glaubte man, daß eine schlimme Tat nicht einfach vorbei sei, wenn die Handlung ausgeführt ist. Sie saß - bildhaft gesagt - weiterhin dem Täter im Nacken. Wer den hinduistischen Begriff „Karma“ kennt, die Folge der Taten, der kann diesen Gedankengang nachvollziehen.

Und ein Weiteres glaubte man: damals sah man nicht so sehr den einzelnen Menschen, das Individuum, sondern im Vordergrund stand die Gemeinschaft, von der der einzelne nur ein Glied war. Hatte sich ein solcher Mensch mit einer Untat „infiziert“, hatte also ein Gemeinschaftsmitglied Schuld auf sich geladen, dann konnte es die ganze Gemeinschaft zu Grunde richten. Daher war es für die Gruppe lebensnotwendig, den Schuldträger auszumerzen, so wie man einen brandig geworden Arm abschneiden muß, damit er nicht den ganzen Organismus in Gefahr bringt.

Wenn es nun viele solche Verbrecher gab, dann glich die Gemeinschaft einem Körper, der so verseucht war, daß keine Heilung mehr möglich war.

Genau das wird bei der Sodom- und Gomorrageschichte angenommen. Die Mehrzahl der Einwohner ist gottlos, hat todeswürdige Verbrechen begangen, und damit ist nach altorientalischer Auffassung das Schicksal der Stadt besiegelt. Kein Zeitgenosse hätte sich damals Gedanken darüber gemacht, ob nicht vielleicht doch einige gute Menschen darunter wären, die dann unschuldig mit zu Grunde gehen könnten.

Und da unterscheidet sich unsere Geschichte total von der üblichen Auffassung.

Der gewiefte Händler und Viehzüchter Abraham appelliert an die Gerechtigkeit Gottes. Das ist ungeheuer in einer Zeit, als alle Völker an die schrankenlose Macht der Götter glaubten. Diese Götter stehen ja Jenseits von Gut und Böse, sie können machen, was sie wollen, ohne von irgend jemandem zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der Gott Abrahams dagegen, das Vorbild aller irdischen Richter, hält sich an das Recht, das er selbst gesetzt hat! Und im Gegensatz zu manchem irdischen Richter, der nicht sehr sorgfältig recherchiert, bevor er sein Urteil spricht, schaut Gott höchstpersönlich an Ort und Stelle nach und stellt eine peinlich genaue Untersuchung an.

Für unsere heutigen Ohren klingt das so, als sei Gott zwar gut informiert, aber nicht allwissend. Darauf aber kommt es dem Erzähler gar nicht an. Er will vor allem zeigen, daß die irdischen Richter ihre Verantwortung ernst nehmen müssen, wenn schon Gott selbst seinen himmlischen Wohnsitz verläßt, um sich ein umfassendes Bild vom Tatbestand zu machen.

Und noch etwas will der Jahwist deutlich machen: Abraham, selbst ein Gerechter, darf sich auf diese göttliche Gerechtigkeit berufen, er darf ihn sozusagen an seine eigenen Gesetze erinnern.

Und die besagen, daß ein paar wenige gute Menschen mehr gelten als viele Verbrecher. Um dieser Gerechten willen geht es einfach nicht an, daß unterschiedslos die ganze Gemeinschaft ausgerottet wird.

Eine unglaublich revolutionäre Überzeugung für die damalige Zeit!

Nur hat die Sache einen kleinen Haken: es gibt nämlich in ganz Sodom und Gomorra nur einen einzigen Gerechten, und der ist Lot, der Neffe Abrahams. Daher bleibt auch das Strafgericht nicht aus - aber erst, nachdem Lot mit seiner Familie gewarnt worden ist und sich bereits aus dem Gefahrenbereich entfernt hat.

Liebe Christen!

In vielen von uns steckt noch die Vorstellung, als seien die biblischen Geschichte Berichte von Ereignissen, die sich tatsächlich so abgespielt haben. In der gesamten Bibel jedoch gibt es keinen einzigen Bericht. Immer sind es Überzeugungen und Glaubensäußerungen, die oft in der Verpackung einer Geschichte dargelegt werden. Auch bei der Erzählung von Sodom und Gomorra übersehen wir gern, daß sie nur eine literarische Fiktion, eine erfundene Episode ist, die theologische Erkenntnisse übermitteln soll. Und diese Erkenntnisse sind oft sehr zeitbedingt. Sie sagen nichts über Gott selbst aus, sondern darüber, was damals Menschen von Gott dachten.

Und das ist der Grund, warum wir heutigen Menschen Gott oft ganz anders sehen. Seit uns Christus Gott als pure Liebe, als gütigen Vater gezeigt hat, können wir diese alten Überzeugungen nicht mehr einfach so übernehmen, nur weil sie in der Bibel stehen. Die naive Vorstellung, Gott selbst habe die Bibel quasi diktiert und deshalb sei alles in der Bibel wortwörtlich zu nehmen, sollten wir beruhigt zur Seite legen.

Der einzige Maßstab dafür, wie wir uns Gott vorzustellen haben, ist der Maßstab Christi! Und der heißt: Gott ist unbedingte, unverlierbare, unendliche Liebe. Diesen Maßstab heißt es nun, auch an die uralten Erzählungen des Alten Testaments anzulegen.

Wenn man das tut, dann sieht die göttliche Gerechtigkeit ganz anders aus: dann ist Gott nicht der unerbittliche Richter, der furchtbare Strafgerichte sendet. Dann richtet er, indem er auf-richtet, her-richtet, in Ordnung bringt!

Dann ist die Strafe nicht eine Art Racheakt Gottes, sondern einfach die Folge, die in der Sünde selbst steckt: jede Sünde bestraft sich selbst, führt in die Katastrophe, weil jede Sünde Trennung von Gott, der unendlichen Liebe bedeutet.

Und dann ist auch ein Handel mit Gott nicht mehr angebracht. Mit einem liebenden Vater brauche ich nicht zu handeln - ich kann unbegrenzt darauf vertrauen, daß er sowieso das Beste für mich will und tut. Und da wäre genau die Vaterunserbitte angebracht, die in der Lukasversion des heutigen Evangeliums fehlt, nämlich: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden!“

AMEN

# 21. Jahressonntag

## Thema: Enge Pforte - weite Pforte?

Lesg./Ev.: Lk 13,22-30

gehalten am 23.08.98 10:30 ESB

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Mitten in die schönste Ferien- und Urlaubszeit platzt da ein Evangelium herein, das den Namen „Frohe Botschaft“ gar nicht verdient. „Drohbotschaft“ wäre da viel angebrachter - denn auf die Frage, ob nur wenige in den Himmel kommen, ist die Antwort Jesu allem Anschein nach: „Ja, nur sehr wenige! Viele versuchen es, aber es schaffen nur ein paar.“ Da kann einem die Liturgie schön langsam verleidet werden, wenn sie mitten in die Zeit der Entspannung und Erholung solche Bomben wirft!

Eigentlich wollte ich ja die Predigtferien noch verlängern, weil Predigtmachen ja Schwerarbeit ist. Aber nachdem ich jahrelang versuche, Ihnen die Frohe Botschaft plausibel zu machen, kann ich diese Stelle nicht so einfach stehen lassen. Sie erlauben mir also sicher, daß ich - in gebotener Kürze - auf diese schockierende Perikope eingehe.

Der Schlüssel zur Heiligen Schrift ist für mich - wie Ihnen ja hinlänglich bekannt sein dürfte - die unendliche, unverlierbare, bedingungslose Liebe Gottes. Wenn sich dieser Schlüssel einmal nicht auf eine Schriftstelle anwenden läßt, liegt es entweder daran, daß eine alttestamentliche Sichtweise vorliegt, die noch nicht vom Geist Christi korrigiert ist - oder aber typisch menschliche Voreinstellungen und Mißverständnisse die Auslegung beeinflussen.

Allem Anschein nach funktioniert meine Methode aber hier nicht! Denn Jesus sagt hier doch in einer selten unerbittlichen, fast brutalen Weise, daß nur wenige in den Himmel kommen!?

Da ist schon der erste Fehler: von Himmel ist hier überhaupt keine Rede. Auf die Frage, ob nur wenige gerettet werden, geht ja Jesus zunächst gar nicht ein. Er sagt damit: „Was kümmert dich die Anzahl der Geretteten? Schau lieber, daß du alle Kräfte aufwendest, den richtigen Weg zu finden - den nämlich durch das „enge Tor“!

Mattäus bringt in seiner Bergpredigt genau den gleichen Gedanken, sogar noch deutlicher: „Geht durch das enge Tor! Denn das Tor ist weit, das ins Verderben führt, und der Weg dahin ist breit, und viele gehen auf ihm. Aber das Tor, das zum Leben führt, ist eng, und der Weg dahin ist schmal, und nur wenige finden ihn.“ (Mt 7,13)

Es geht hier also nicht um das **Himmelstor** oder ähnliches, sondern um einen **Weg, auf den man nur durch ein bestimmtes Tor kommen kann, und der „zum Leben führt“**, zur Erlöstheit, zu einem sinnvollen, befreiten Leben - zu Gott also!

Welcher Weg soll das sein? Natürlich der „neue Weg“, der Weg Jesu. In der Apostelgeschichte (Apg 13,23) heißt es dementsprechend: „Um jene Zeit aber wurde der Neue Weg Anlaß zu einem schweren Aufruhr.“

Wenn es einen **neuen** Weg gibt, dann muß es auch einen **alten** geben, und den gehen nach den Worten Jesu viele, die meisten sogar. Wir erraten es: es ist der Weg der religiösen Leistung und des Legalismus.

Und die weite Pforte, die die meisten Menschen - auch heute noch!!! - zu diesem Weg gelangen, ist die Pforte der Angst, des Mißtrauens Gott gegenüber. Aber dieser Weg, wie Mattäus betont, führt nicht zum Leben, nicht zum Herzen Gottes. Er macht nur noch mehr Angst, er führt zu noch mehr Absicherungen und Zweifeln, und damit macht er nicht erlöst und frei, sondern führt „ins Verderben“.

Die **enge** Pforte dagegen, die - heute wie damals - nur ganz wenige finden, ist die Pforte des Gottvertrauens und der herzlichen Liebe zum Guten Vater.

Der Weg, der damit eröffnet wird, ist allerdings gar nicht so leicht zu gehen: denn da braucht es Risikobereitschaft, den Mut, auch ohne Vorschriften und Normen den Geist Gottes zu erfühlen und zu erfüllen! Und vor allem: die vertrauensvolle Gewißheit, daß keine Absicherungen nötig sind, weil uns Gott so liebt, wie wir sind, mit allen Schwächen und Fehlern, und zwar - ich wiederhole es - unendlich, unverlierbar und bedingungslos. Wer sich so geliebt fühlen kann, der wird sich mit allen Kräften bemühen, diese Liebe weiterzugeben und damit den Willen des Himmlischen Vaters zu erfüllen - aber ohne Angst, ohne Zweifel und ohne auf „Leistungen“ zu pochen.

Gut, also paßt unser Auslegungsschlüssel doch! Wie steht es aber mit der folgenden Stelle, in der die Rede von der verschlossenen Tür, vom „Heulen und Zähneknirschen“ ist? Ich will dazu nur ein paar Sätze sagen, denn eine Ferienpredigt soll nicht ausufern.

Zunächst benutzt auch Jesus, so wie die alttestamentlichen Propheten, eine drastische Redeweise, um laue oder gleichgültige Menschen aufzurütteln. Auch eine liebende Mutter sagt mal aus erzieherischen Gründen durchaus harte Worte - obwohl das Kind im Innersten weiß, daß die Mami es trotzdem lieb hat.

Zweitens verfährt Lukas, wie übrigens alle Evangelisten, nach dem Stichwortprinzip; hier fällt ihm beispielsweise zum Stichwort „Tür“ noch eine andere Rede Jesu ein, die möglicherweise in einem ganz anderen Zusammenhang gesprochen wurde. Der Sinn dieser Rede ist etwa folgender: „Ihr glaubt, allein durch die Tatsache, daß ihr mich gekannt habt, sei euch der Himmel gewiß. Nein, mit mir zu essen oder zu trinken oder meine Lehre anzuhören genügt in keiner Weise, sozusagen automatisch mit Gott verbunden zu sein.“

Und wenn ihr glaubt, allein schon dadurch zu Gott zu gehören, daß ihr dem Auserwählten Volk angehört, dann seid ihr ebenfalls auf dem Holzweg. Ihr werdet euch wundern, daß Heiden aus aller Welt, die „Letzten“ also, eher kapiert haben, worum es bei meinem „neuen Weg“ geht, als ihr, die „Ersten“!

Und wie steht es mit uns „guten Christen“? Genügt es vielleicht, diese Predigt gehört zu haben?

AMEN

## 22. Jahressonntag

### Thema: Falsche Bescheidenheit? Lesg./Ev.: Lk 14,1.7-14 gehalten am 30.08.98 um 9:00 ESB von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Alle möglichen Beobachtungen, auch ganz alltägliche, benutzt Jesus, um uns die „Gesetze des Gottesreiches“ nahezubringen. Vom gewohnten Bild einer Schafherde bis zu Weizenernte und Weinlese ist ihm alles willkommen, was zur Verdeutlichung seiner Lehre dienen kann.

Diesmal ist es eine Einladung, die Jesus Gelegenheit dazu gibt. Zwei Dinge sind es, die ihm auffallen: Erstens versucht jeder, die besten Plätze zu ergattern, und zweitens scheinen nur solche Leute geladen zu sein, die vom sozialen Status und Niveau des Gastgebers sind.

Der Maßstab Jesu ist stets das Verhalten Gottes, und so beurteilt er auch die Menschen mit dessen Augen. Daher fallen ihm Dinge auf, die unsereiner gar nicht mehr bemerkt - oder mehr noch: die wir für selbstverständlich halten.

Uns ist doch völlig klar, daß bei Festakten oder Banketts die Honoratioren an bevorzugten Plätzen zu sitzen haben.

Und daß wir nur Leute einladen, die uns schon einmal eingeladen haben oder es noch vorhaben, ist ebenfalls gang und gäbe.

Aber wie so oft überrascht uns Jesus mit seinen Reaktionen und regt uns so zum Nachdenken an.

Worum geht es Jesus also?

Er will sicher nicht einen Kurs in gutem Benehmen abhalten, wie es die Lesung aus der Weisheitssammlung des Jesus Sirach tut. Natürlich kennt auch Jesus die alttestamentliche Weisheitsliteratur, denn er spielt hier auf das Buch der Sprüche an: „... stell dich nicht auf den Platz der Großen; denn besser, man sagt dir: Rück hier herauf, als daß man dich nach unten setzt wegen eines Vornehmen.“ (Spr 25,6f.) Aber es geht ihm nicht um eine Verhaltensstrategie, sondern um eine innere Einstellung, eine Grundhaltung.

Wie war das bei jenem Apotheker, der arglos ein Medikament über den Ladentisch reichte mit den Worten: „Ist das für Herrn XY?“ Worauf der Angesprochene empört die Nase hob: „Herr Doktor XY, bitte!“ Klar, Ehre, wem Ehre gebührt; und wenn ich sie nicht von selbst bekomme, dann fordere ich sie eben ein.

Aber es ist schon auffallend, daß Menschen, die wirklich etwas können oder wissen, oft am bescheidensten sind. Umgekehrt legen Leute, die es anscheinend besonders nötig haben, ungemein Wert auf Titel und bevorzugte Behandlung. Vielleicht könnten mir Psychologen bestätigen, daß Arroganz und Eigendünkel in umgekehrtem Verhältnis zum tatsächlichen Wert der Persönlichkeit, zu deren Können und Wissen, stehen.

Ist vielleicht aus dem Gesagten zu schließen, daß man sich dann lieber gleich an den letzten Platz setzen soll, damit man dann die besondere Ehre erleben kann, auf einen höheren Platz gebeten zu werden?

Wilhelm Busch meint dazu:

*Die Selbstkritik hat viel für sich.  
Gesetzt den Fall: ich tadle mich,  
so hab ich erstens den Gewinn,  
daß ich so hübsch bescheiden bin.  
Zum zweiten denken sich die Leut:  
Der Mann ist lauter Redlichkeit.  
Auch schnapp ich drittens diesen Bissen  
vorweg den andern Kritiküssen  
und viertens hoff ich außerdem  
auf Widerspruch, der mir genehm.  
So kommt es denn zuletzt heraus,  
daß ich ein ganz famoses Haus.*

Also genau das gleiche wie vorhin - nur mit anderen Mitteln. Wirkliche Bescheidenheit arbeitet nicht mit Tricks; ein bescheidener Mensch ist sich nicht einmal seiner Bescheidenheit bewußt. Er ist bescheiden und spielt die Bescheidenheit nicht nur.

Man muß allerdings schon sagen, daß unsere Gesellschaft diese Ehrsucht fördert. Wen halten wir denn für etwas Besonderes? Etwa einen Menschen, der einen gediegenen Charakter besitzt? Oder einen, der ein überragendes Wissen oder Können vorweisen kann?

Sie können sagen, was Sie wollen: stets lassen wir uns von Äußerlichkeiten beeindrucken. Nicht, was einer ist, sondern was einer hat, spielt bei der Einstufung eine Rolle. Sie haben vielleicht schon erlebt, wie verächtlich Hotelhausmeister auf einen Kleinwagenbesitzer herabblicken können. Und ein Anzug oder Kleid, die nur aus dem richtigen Modehaus stammen, verwandeln selbst den größten Dummkopf in ein gesellschaftliches Ereignis.

Für Gott sind alle diese Äußerlichkeiten uninteressant. Er durchschaut äußeres Auftreten genauso wie teure Kleidung - ich bin sogar überzeugt, daß Gott trotz seiner Allwissenheit keine Ahnung von Dior, Lacoste, Boss oder Benetton hat. Mit dieser Einstellung Gottes sieht auch Jesus die Menschen, und er macht uns in dieser Schriftstelle deutlich, daß auch wir so denken sollten.

Aber kann man denn Bescheidenheit erlernen?

Ich glaube schon. Bescheidenheit hat sehr viel mit Wahrhaftigkeit zu tun: wenn ich mir dauernd über mich selbst etwas vormache, dann glaube ich bald selbst, daß ich das Zentrum des Alls bin.

Und schlimmer noch: um die Seifenblase meiner Wichtigkeit aufrecht zu erhalten, muß ich weiter blenden. Interessanterweise fallen solche Blender auch auf andere Blender herein. Der erste Schritt, bescheiden zu werden, ist also ungeschminkte Ehrlichkeit sich selbst gegenüber. Wie viel wir auch wissen mögen, im Vergleich zur gesamten Wirklichkeit ist es jämmerlich wenig. Wie erfolgreich wir auch sein mögen, letzten Endes haben wir doch nur wenig erreicht. Und für wie bedeutend wir uns auch immer halten mögen - spätestens bei einer längerdauernden Krankheit oder gar beim Tod merkt man schnell, daß das Leben ohne uns genauso weiter geht - manchmal sogar besser.

Der zweite Schritt zur Bescheidenheit ist, sich neidlos mit Menschen zu vergleichen, die viel mehr wissen und können als wir selbst. Das Beispiel von einem

Violinvirtuosen, der nie mehr öffentlich auftrat, als er einmal einen wirklichen Meister hörte, zeigt, was ich meine.

Und wenn wir unser Leben mit dem des Herrn vergleichen, dann werden unser Stolz und unsere Selbstzufriedenheit von selbst vergehen.

AMEN

## 23. Jahressonntag

**Thema: Der erhängte Schneider**  
**Lesg./Ev.: Lk 14, 25-33**  
**gehalten am 06.09.98 10:30 ESB**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Ich weiß nicht, wie es anderen Kaplänen erging - für mich jedenfalls war es in meiner Dingolfinger Anfängerzeit der größte Albtraum, einmal zu einem vollendeten Selbstmordfall gerufen zu werden. Aber wie es bei solchen Befürchtungen zugeht: irgendwann einmal tritt dieser Fall ein.

Spät in der Nacht ruft ein atemloser Polizist meinen Pfarrer an, er solle doch in die Gablonzerstraße kommen, denn da habe sich jemand erhängt. Mein lieber alter Pfarrer - Gott hab ihn selig - war nicht gerade mit dem allerbesten Nervenkostüm bekleidet, und so tut er das Naheliegende: er weckt seinen Kaplan auf, um ihn mit der unangenehmen Aufgabe des Versehgangs zu betrauen. Und dieser Kaplan war leider ich.

Warum ich diese Geschichte erzähle? Der bemitleidenswerte Schneidermeister, zu dem mich ein geschockter, bleicher Polizist führte, hatte sich im Keller seines Neubaus an einem Heizungsrohr erhängt, weil er sich außerstande sah, das Haus fertigbauen zu lassen. Schlichtweg: er hatte sich finanziell übernommen.

Und damit sind wir auch schon beim ersten Gleichnis des heutigen Evangeliums.

Auch da ist die Rede von einem Häuslebauer, oder besser gesagt, von einem Weinbergsbesitzer, der in seinen Weinberg einen Wachturm errichten möchte. Von so einem Turm aus kann man Diebe beobachten und gegebenenfalls vertreiben, bevor sie die Trauben stehlen können. Wenn nun so einem Winzer plötzlich die Moneten ausgehen, dann ist der begonnene Rohbau ein unübersehbares Zeichen der Unfähigkeit des Bauherrn. Über mangelnden Spott kann der sich dann wohl kaum beklagen. Ich erinnere mich an so eine unvollendete Bauruine im Burgenland, die mir jedesmal, wenn ich im Urlaub dort vorbeifuhr, eine hämische Bemerkung entlockte. Nicht viel besser wird es einem gescheiterten Bauherrn in der Antike gegangen sein. **Vorher** muß man kalkulieren, was auf einen zukommt - denn unfertige Gebäude sind blamabel und peinlich.

Das Gleichnis vom König, der von einem Gegner mit einer doppelt so starken Streitmacht angegriffen wird, als er selbst besitzt, geht ihn die gleiche Richtung: „Überleg dir stets vorher, wenn du dich auf etwas Wichtiges einläßt, ob du auch durchhalten kannst, ob du genügend Mittel oder Energie hast, die Sache zu einem positiven Abschluß zu bringen - sonst ist die Blamage (oder viel Schlimmeres) geradezu vorprogrammiert!“ Womöglich spielt Lukas auf die hoffnungslose Situation der aufständischen Juden an, die gegen die drei Legionen Vespasians - das sind 18000 Mann Fußvolk, 360 Reitern und fünfzigtausend Mann Hilfstruppen - hoffnungslos unterlegen waren, aber trotzdem bis zum bitteren Ende Widerstand leisteten.

Aber was für eine Sache, was für ein Abschluß ist hier im Evangelium gemeint? Jesus sagt es mit eindeutigen Worten: es geht um die **Jüngerschaft!**

Aufgrund zahlreicher Predigten in der Vergangenheit sind wir heutigen Menschen gewohnt, Jüngerschaft und „Himmelsanwärter“ gleichzusetzen. Dann würde das Jesuswort wieder einmal so verstanden werden, als kämen nur ganz wenige in den Himmel - nämlich nur solche, die Familie, Besitz, ja sich selbst verleugnen, ja vielleicht sogar nur die Märtyrer!

(Nebenbei bemerkt: das Mißverständnis von der „Selbstverleugnung“ hat unendlich viel Leid hervorgebracht; viele meiner Seelsorgsgespräche sind ein Versuch, Helfersynndrome bewußt zu machen und Selbstwertgefühl wieder aufzubauen!)

Wenn das wirklich so wäre, daß nur solche „Glaubenshelden“ in den Himmel kommen, dann widerspräche aber die Aufforderung Jesu, vorher genau zu prüfen, ob man auch wirklich durchhält, eben dieser radikalen Forderung! Denn wenn es wirklich um „Biegen oder Brechen“, um „Leben oder Tod“, um „Heil oder Verdammnis“ ginge, dann ist eine vorherige reife, vorsichtige, tastende Prüfung der eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten nicht sehr sinnvoll.

Auch der von Jesus verlangte Haß gegenüber Eltern, Geschwistern, Frau und Kindern - so heißt es nämlich wörtlich im Urtext - ist völlig unverständlich; da widerspräche Jesus ja seiner eigenen Forderung nach Nächstenliebe!!

Gehen wir - wieder einmal - schrittweise vor.

In der aramäischen Muttersprache Jesu bedeutet das Gegensatzpaar „Lieben - Hassen“ in typisch orientalischer, drastischer Redeweise nur „bevorzugen“ und „hintanstellen“. Jesus meint also in Wirklichkeit: „Wer sich auf eine **Jüngerschaft** einläßt, muß alle verwandtschaftlichen, finanziellen oder egoistischen Bindungen in den Hintergrund stellen können!“ Das bedeutet nicht, sämtliche Bindungen abubrechen - der Besuch Jesu bei der Schwiegermutter des Schim'on Petrus zeigt ja, daß auch dieser begeisterte Talmid den Kontakt mit seiner Familie nicht völlig abgebrochen hat. Es bedeutet vielmehr, seinem Leben einen anderen Mittelpunkt, einen neuen Schwerpunkt zu geben.

Vergessen wir eines nicht: als Lukas etwa 40 Jahre nach dem Tod Jesu sein Evangelium schrieb, waren die Verhältnisse schon völlig anders als zu Jesu Lebzeiten. Für Jesus sind „Jünger“ noch wandernde Schüler, die Freuden und beglückende Erlebnisse, aber auch Entbehrungen und Gefahren mit ihrem Meister teilen. Notfalls konnte die Treue zum Rabbi (wir würden heute vielleicht „Doktorvater“ sagen) so weit gehen, daß sie von der obersten Glaubensbehörde als „Ketzer“ mit dem Tod bedroht wurden, ein Los, das ja bekanntermaßen dem Meister selbst beschieden war. Wer solch einen Schritt plant, sollte sich vorher genau überlegen, was ihn möglicherweise erwartet. Er sollte sich fragen, ob Begeisterung und Energie wirklich ausreichen, notfalls auch die letzten Konsequenzen auf sich zu nehmen.

Wenn mir eine kleine zynische Zwischenbemerkung erlaubt ist: eine vergleichbare Situation erleben auch zwei Verliebte, die sich entschlossen haben, den Bund fürs Leben zu schließen.

Nochmals deutlich gesagt: **die besondere Lebensweise eines „fahrenden Talmidim“, der Schüler eines „Wanderrabbi“, der sein Leben mit dem des Meisters teilt, erfordert solch strenge Selbstprüfung.**

Für Lukas dagegen - und für uns heutige Menschen - ist diese Lebensform längst passé. Jetzt heißt es für **alle**, die an Christus glauben, also für alle seßhaften „Sympathisanten“, ihrem Meister die Treue zu halten. Und aus dem **Kreuz**, das Jesus durchaus noch wörtlich als Marter- und Hinrichtungsinstrument verstand,

wird nun bei Lukas „das **tägliche** Kreuz“ (Lk 9,23), also die vielfältige Last des Alltags.

Also keine Angst: Sie müssen nicht ihre Kinder oder ihren Ehepartner hassen, wenn Sie ein guter Christ sein wollen. Sie müssen auch nicht alles verschenken, um in den Himmel zu kommen.

Das Reich Gottes ist und bleibt ein Geschenk der Liebe Gottes - und Geschenke kann man nun mal nicht verdienen oder durch Leistung erzwingen. Man kann es nur dankbar und froh annehmen und darauf achten, daß nichts, weder Besitz noch verwandtschaftliche Beziehungen, dieses Geschenk aus der Mitte unseres Lebens drängen.

Denn eines trifft auch auf uns zu: auch für uns gibt es immer wieder Konfliktfälle, in denen die Entscheidung unumgänglich ist, ob wir Gott oder den Mammon, die Liebe oder den Egoismus, das Heil oder das Unheil wählen wollen.

AMEN

# 24. Jahressonntag

**Thema: Gleichnisse vom Finden**  
**Lesg./Ev.: 1Tim 1,12-17; Lk 15,1-10**  
**gehalten am 13.09.1998 09:00 ESB**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Manchmal könnte man schon recht verwirrt werden, wenn man Predigten von verschiedenen Priestern aufmerksam folgt. Da behauptet der eine, es sei sehr schwer, ja fast unmöglich, in den Himmel zu kommen; daher müsse man möglichst viele religiöse Leistungen vollbringen, und am wichtigsten sei es, Gesetze und Gebote genau einzuhalten. Der andere dagegen spricht nur von der allerbarmenden Liebe Gottes, die auch den Sünder, den Gesetzesbrecher und Ungläubigen umfaßt. Und wieder ein anderer vereint gar beides in einer einzigen Ansprache - ohne den inneren Widerspruch und die Unlogik wahrzunehmen.

So entsteht der Verdacht, daß es nur eine Frage der Predigermentalität sei, wie einzelne Bibelworte interpretiert werden - im Grunde könne daher die Bibel so oder so ausgelegt werden, nicht anders, als man es bei Sekten erleben kann.

Es müßte halt so eine Art Schlüssel geben, einen Maßstab, der sozusagen für die rechte Auslegung garantieren kann. Und dieser Maßstab dürfte nicht dem Gehirn des **Predigers** entspringen, sondern müßte von Jesus selbst ausgehen, also sozusagen von Gott selbst autorisiert sein. Nur so kann verhindert werden, daß die subjektiven Ängste, Voreinstellungen und Begrenztheiten des jeweiligen Predigers das Evangelium, die Frohe Botschaft also, verdunkeln.

Ich bin nicht der Meinung, daß man diesen Maßstab sozusagen vom Heiligen Geist eingepflicht bekommt, wenn man nur fromm und eifrig genug in der Bibel liest. Ohne gründliche Sachkenntnis, ohne genaues Hinschauen und ohne logisches Denken ist es unmöglich, den „Skopus“, also den richtigen Aussagekern zu treffen. Daher sind bibelwissenschaftliche Erkenntnisse und Textanalysen unumgänglich, wie auch Papst Johannes Paul II. und der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Ratzinger im „Dokument der Päpstlichen Bibelkommission“ betonen. (Daß eben diese Forderung im neuen „Weltkatechismus“ fast völlig ignoriert worden ist, das steht auf einem anderen Blatt; und daß sehr viele liturgische Texte und Lieder diese Erfordernisse ganz und gar nicht erfüllen, ist für mich besonders betrüblich.)

Es gilt also, Texte nicht „aus dem Bauch heraus“ zu interpretieren oder „so, wie wir es schon früher gelernt haben“, sondern es ist notwendig, Wissen und Verstand einzusetzen, um eine möglichst authentische Deutung zu erzielen.

Das Gesagte gilt auch für die Gleichnisse, die im 15. Kapitel des Lukasevangeliums erzählt werden. Ein Schäfer hat 100 Schafe, verliert eines davon und feiert mit Freunden und Bekannten, als er es wiedergefunden hat. Eine Frau verliert eine Silbermünze aus ihrem „Brautschatz“ (heute noch hängen manche orientalische Frauen ihr Mitgift sichtbar um den Hals), und feiert mit Freundinnen und Nachbarn, als sie nach langem Suchen die Münze wiederfindet. Dazu würde noch das bekannte Gleichnis vom Guten Vater, besser bekannt unter „Gleichnis vom

Verlorenen Sohn“, gehören, das allerdings in der heute gehörten Kurzfassung nicht erscheint.

Auf den ersten Blick scheinen sich alle drei Geschichten zu gleichen. Und trotzdem sind sie sehr verschieden:

- Der erste Sohn geht verloren, weil er seine Freiheit will und sich absichtlich vom Vater löst;
- der zweite, „anständige Sohn“ geht verloren, weil er neidisch ist und seinem Bruder weder Wiederaufnahme noch Feier gönnt;
- das Schaf geht verloren, weil es nicht aufpaßt und sich gedankenlos von der Herde entfernt und
- die Münze schließlich geht aus Zufall, versehentlich verloren.

All diese verschiedenen Ursachen erlauben es nicht, eine „Moral von der Geschichte“ auszuschlachten. Es geht nämlich nicht um das schuldhafte Verhalten von Söhnen, Schafen oder Münzen, sondern einzig und allein um das „Finden“, denn nur das ist allen drei Gleichnissen gemeinsam.

Vater, Hirte und Frau gleichen sich: alle drei haben keine Ruhe, bis das Verlorene wieder gefunden ist; und wenn sie es gefunden haben, dann ist ihre Freude so übergroß, daß sie ihr Glück mit möglichst vielen anderen teilen müssen.

Jesus läßt keinen Zweifel daran, wer mit diesen Erzählungen gemeint ist: es ist Gott, der keine Ruhe hat, bis er verlorene Sünder, also von seiner Liebe abgesonderte Menschen wieder „in seine Arme schließen“ kann, wenn dieser menschliche Vergleich gestattet ist. Und mit ihm feiert der ganze Himmel, also alle Wesen, die mit ihm eng verbunden sind. Nirgends eine moralinsaure Lehre, nirgends ein Wort des Tadels oder Vorwurfs - nur und lauter Freude über den wiedergefundenen Sünder!

So bestätigt sich auch hier wieder der „Schlüssel“ zur Bibelauslegung, den ich nicht müde werde, immer wieder ins Bewußtsein zu rufen: es ist die unendliche, unverlierbare und bedingungslose Liebe Gottes zu uns Menschen.

Ich habe den Verdacht, daß manche - Theologen und Laien - diese Liebe Gottes nicht verstehen können oder wollen. Es geht einfach nicht in ihren Kopf, daß es Gott eben nicht auf Leistung, auf „gute Führung“, auf Wohlverhalten und Gesetzestreue ankommt. Das alles sind Maßstäbe, die **wir Menschen** an andere anlegen. Denn wir alle neigen dazu, Liebe nur dem entgegenzubringen, der sich nach unseren Wünschen verhält; wirklich bedingungslose Liebe erfahren und geben wir nur äußerst selten. Und warum? Weil wir geborene Egoisten sind. All diese menschlichen Projektionen tauchen dann folgerichtig auch in Unterweisungen und Predigten auf.

Und trotzdem muß es möglich sein, Gott als un-bedingt, unverlierbar Liebenden zu begreifen, dem man absolutes Vertrauen entgegenbringen kann. Ich glaube fest daran, daß alle Menschen, selbst die mit den allerschlechtesten Erfahrungen, über ihren Schatten springen und Gott Gutes, und nur Gutes, zutrauen könnten. Selbst ein Mensch, der einen prügelnden Trunkenbold zum Vater hatte, oder dessen Mutter unzuverlässig und gefühllos war, ahnt im Innersten, wie ein wirklich guter, liebender Vater oder eine wirklich selbstlose, liebende Mutter sein könnte.

Auch Jesus scheint davon überzeugt zu sein und mit Erfolg! Denn gerade der Abschaum der Gesellschaft, Ausgegrenzte, lieblos Behandelte und als verloren Betrachtete lassen sich von seinen Gleichnissen anziehen, lassen sich innerlich befreien und zu einer neuen Sicht des Lebens führen. Gerade, weil sie solche

unbedingte, unverlierbare Liebe nie erfahren haben, können sie aufgrund der Frohen Botschaft von der Liebe Gottes aufatmen.

Wer das einmal wirklich verstanden hat, der wird ein neues Leben beginnen; der wird nicht auf die Liebe Gottes sündigen nach dem Motto: „Dann kann ich ja tun, was mir Spaß macht, Gott liebt mich ja immer!“ Der wird im Gegenteil dankbar und froh alles tun, was im Sinn Gottes ist, im Geist der Liebe also, weil Liebe nur mit Liebe recht beantwortet werden kann.

Die Gerechten, Gesetzestreuen, Angepaßten haben sich damals schon schwer getan und tun es noch heute, weil sie im Grunde nur an Gerechtigkeit glauben, und aufgrund ihrer Angst und ihres Mißtrauens nicht auf die Liebe Gottes vertrauen können.

AMEN

# 25. Jahressonntag

## Thema: Lob für einen Gauner? Lesg./Ev.: Lk 16,1-13 gehalten am 20.09.1998 10:30h ESB von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Das Gleichnis vom ungetreuen Verwalter, das wir gerade gehört habe, wirft eine Menge Fragen auf. Und ich verrate Ihnen kein Geheimnis, wenn ich sage, daß in 5 Kommentaren, die diese Stelle behandeln, 6 verschiedene Ansichten auftauchen.

Es geht schon los mit der Formulierung, daß der Verwalter bei seinem Chef „angeschuldigt“ wird. Das griechische Wort diabállein, das hier verwendet wird, heißt wörtlich „auseinanderbringen, entzweien“ und hat den Beigeschmack von „Verleumdung“! Hat er nun tatsächlich veruntreut oder hat er nicht? Jedenfalls scheint er sich nichts auf die „hohe Kante“ gelegt zu haben, denn sonst würde er nicht fürchten, bettelnd auf der Straße stehen zu müssen.

Merkwürdig ist auch, daß der Chef ihm sofort kündigt. Hätte er nicht zuerst den Rechenschaftsbericht abwarten müssen, den er von seinem Verwalter verlangt? Andererseits läßt er ihm noch genügend Zeit, die Schuldbücher zu manipulieren, anstatt ihn sofort an die Luft zu setzen.

Ganz besonders komisch ist es aber, daß der Großgrundbesitzer nach erfolgter Gaunerei, die ihn ja dann zum zweiten Mal schwer geschädigt hätte, diesen Verbrecher auch noch Achtung entgegenbringt: „Und der Herr lobte den Verwalter der Ungerechtigkeit, weil er klug gehandelt hatte“ so heißt es wörtlich.

Oder ist hier mit „Herr“ in Wirklichkeit Jesus gemeint, wie es auch sonst bei Lukas der Fall ist? Dann wäre ja die Sache noch merkwürdiger - wie kann denn Jesus so etwas Unmoralisches gutheißen?

Eine wirklich verworrene Angelegenheit diesmal! Und es macht die Evangelienstelle nicht durchsichtiger, daß Lukas - nach Ausweis der Forschung - noch einige andere Sprüche angefügt hat, die ursprünglich in einem völlig anderen Zusammenhang standen und daher teilweise sogar der Gleichnisaussage widersprechen. Einzige Gemeinsamkeit: das Stichwort „Mammon“.

Eines allerdings ist klar: wenn Jesus die „Kinder dieser Welt“ klüger nennt als die „Kinder des Lichtes“, dann scheint er bei den „Braven“, „Frommen“ und „getreuen Seelen“ die nötige Entschlossenheit und Cleverness zu vermissen, die leider Gauner, Gangster und Ganoven im reichen Maß besitzen!

Könnte man die Geschichte aber nicht ein wenig anders verstehen?

Mir springen nämlich ein paar Begriffe ins Auge, die auffallend häufig verwendet werden: „Schuldner“, „Schuldschein“, „etwas schulden“.

Und worauf erstreckt sich das sonderbare Lob des Herrn? Auf die Klugheit des Verwalters, der den Schuldnern „Schulden erlassen“, also „Schuldscheine“ zu deren Gunsten manipuliert hatte!

Dieser „schuldhafte Mensch“ nützt also seine allerletzte Gelegenheit, indem er „Schulden erläßt“!

Nun ist noch die Frage zu klären, wer hier mit „Herr“ gemeint sein könnte. Sicher, ein gewöhnlicher Arbeitgeber wird kaum soviel Humor aufbringen, die doppelte Schädigung durch den ungetreuen Verwalter auch noch zu loben. Wenn wir uns aber erinnern, daß bei vielen Gleichnissen Jesu mit „Herr“ in Wirklichkeit Gott gemeint ist, dann sieht die Sache schon ganz anders aus.

Machen wir eine Probe aufs Exempel!

- Mit dem Herrn des Weinbergs, der den letzten Arbeitern den selben Lohn gibt wie den ersten - ist in Wirklichkeit Gott gemeint!
- Mit dem Herrn, der den drei Knechten die Talente anvertraut - ist in Wirklichkeit Gott gemeint!
- Mit dem Herrn, der überraschend in der Nacht kommt und seinen Knecht schlafend antrifft - ist in Wirklichkeit Gott gemeint!
- Mit dem Herrn, der seinem Minister eine riesengroße Schuld erlassen hat und der wütend war, als der einen Untergebenen die geringe Schuld bezahlen ließ - ist in Wirklichkeit Gott gemeint!

Die Reihe ließe sich noch fortsetzen; aber gerade das letztgenannte Beispiel zielt in die gleiche Richtung wie unser heutiges Gleichnis! Es geht bei beiden um Dasselbe: Gott will, daß wir Menschen Schuld vergeben, so wie er es tut!

Was bedeutet das für uns?

Auch wir sind „ungetreue Verwalter“, auch wir gehen mit dem „Geliehenen“ nicht sorgfältig, ja sogar schuldhaft um. Unser Egoismus läßt uns das anvertraute Gut nicht im Sinne des „Herrn“ verwalten; und dabei glauben wir, uns mit vergänglichen Sicherheiten (auch Geld gehört dazu) bleibend einrichten zu können. Wir verfallen dem Irrtum, ein eigenes Haus und der Besitz von Grundstücken, einige Wertpapiere und Versicherungen, die Anerkennung im Beruf oder ein gut angelegtes Kapital könnten uns eine gute Zukunft garantieren. Dafür setzen wir all unsere Energie ein, dafür strengen wir unser Gehirn an und dafür verzichten wir auf so manches.

Wie aber - so ist die Kernfrage unserer Gleichnisgeschichte - wenn wir Rechenschaft über unser Leben geben müssen? Wenn wir uns schlagartig bewußt werden, daß wir am Eigentlichen vorbeigelebt haben? Daß Schweinebraten, Bier und Fernsehen nicht der Sinn des Lebens sein können? Oder sagen wir es biblisch: daß wir unser ganzes Leben auf dem „Mammon“ aufgebaut haben, auf das, was doch notwendig vergehen muß? Daß in Wirklichkeit das Ich im Vordergrund stand nach dem Motto: „Jeder ist sich selbst der Nächste!“

Der einzige Ausweg, das einzige, was auch für die Ewigkeit Gottes Bestand hat, besteht darin, die Schulden anderer zu erlassen, menschlich zu sein, Erbarmen zu üben. Wenn wir lernen, alle Schuldforderungen gegeneinander sein zu lassen, dann handeln wir im Sinne Gottes „klug“ und können seines Lobes gewiß sein.

So verstanden, wäre dieses Gleichnis, das uns Theologen immer wieder Kopfzerbrechen verursacht, eigentlich nur eine Illustration, eine Variante der Vater-Unser-Bitte: „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“: wir können das unendliche Erbarmen Gottes nur dann wirksam und fruchtbar empfangen, wenn wir selbst einander die „Schulden“ erlassen!

AMEN

## 26. Jahressonntag

**Thema: Die Hölle in mir**  
**Lesg./Ev.: Lk 16.19-31**  
**gehalten am 27.09.1998 9:00h und 10:30h**  
**von E. Gottsmann, OStR**

Liebe Christen!

Darf ich Ihnen zunächst eine Geschichte erzählen, die zur Zeit Jesu in Palästina im Umlauf war und die im palästinensischen Talmud, einer Sammlung spätjüdischer Tradition, aufgezeichnet ist?

Ein reicher Zöllner namens Bar Ma'jan segnete eines Tages das Zeitliche. In der ganzen Stadt ruhte die Arbeit, weil alle Leute ihm das letzte Geleit geben wollten. So ein glänzendes Begräbnis hatte es sicher noch niemals gegeben!

Zur gleichen Zeit starb ein armer, aber sehr frommer Schriftgelehrter. Kein Mensch nahm von seiner Beerdigung Notiz, so daß er unbeweint und ungeehrt in aller Stille begraben wurde.

Stellt sich die Frage: wie konnte nur der gerechte Gott solch eine Ungerechtigkeit zulassen?

Für unsere beschränkte, irdische Sicht gibt es keine Antwort - von Gott her gesehen sieht die Sache ganz anders aus. Die Geschichte geht weiter und erklärt das Rätsel: Bar Majan, der bestimmt kein frommes Leben führte, hatte ein einziges Mal in seinem Leben etwas Gutes getan und war gleich danach gestorben. Und was war das für eine gute Tat? Nun, der Zöllner war zu Reichtum gekommen und wollte von der Hautevolee anerkannt werden. Deshalb richtete er ein Festmahl für alle Honoratioren der Stadt aus, um deren Anerkennung zu erringen. Und die Honoratioren? Die ließen ihn auflaufen - kein einziger ist gekommen. So hat der Parvenü einfach alle Armen der Stadt eingeladen, damit die schönen Speisen nicht verderben. Damit wollte er den „besseren Kreisen“ zeigen, daß er nicht auf sie angewiesen ist und daß er keinen Kontakt mehr mit ihnen haben will. Das war's!

Na ja, weil Gott eben gerecht ist, so mußte halt diese gute Tat von ihm vergolten werden - und das geschah durch eine pompöse Leichenfeier - und damit Schluß! Denn ab diesem Zeitpunkt muß er durstig an einem Flußufer stehen, kann aber das Wasser niemals erreichen.

Der arme, fromme Schriftgelehrte dagegen kommt in wunderschöne Gärten, die von kristallklaren Quellen durchflossen werden - glücklich für alle Ewigkeit!

Und woher wir beides wissen? Von einem Kollegen des Schriftgelehrten, der das Schicksal des reichen Zöllners wie auch die Glückseligkeit des armen Schriftgelehrten träumen darf.

Bibelkennern unter Ihnen dürfte jetzt einiges klargeworden sein. Natürlich kannte Jesus - und seine Zuhörer! - diese Geschichte, die ihre Ursprünge im alten Ägypten hat. Den ersten Teil verwendet Jesus im Gleichnis vom verschmähten Gastmahl, wo der Gastgeber auch die Armen und Behinderten von „Hecken und Zäunen“ einlädt, nachdem die geladenen Gäste allerhand Ausreden parat haben.

Der zweite Teil der Geschichte dient Jesus zur Grundlage des heute gehörten Gleichnisses vom reichen Prasser und vom armen Lazarus. Dabei verändert er ein wenig - und gerade darauf kommt es an.

Schauen wir das Gleichnis ein wenig näher an:

Zunächst ist Lazarus der einzige in der Erzählung, der überhaupt einen Namen hat. Und der spricht schon Bände! Lazarus - hebräisch El-azar - heißt nämlich zu deutsch „Gott hilft“. Hier ist er nicht ein armer, frommer Schriftgelehrter, sondern ein Bettler, der an einer schlimmen Hautkrankheit leidet (von Geschwüren ist die Rede, an denen die Hunde lecken) und zudem so schwach, vielleicht sogar gelähmt ist, daß er am Eingangstor des Palastes nieder“geworfen“, also hingelegt werden muß, wie es im griechischen Urtext heißt.

Er ist nicht einmal in der Lage, unter die Tische zu krabbeln, um sich die Brotfladenstücke zu angeln, die unter den Tisch fielen. Es handelt sich dabei nicht etwa um „Brösel“ oder „Krümel“, wie manchmal übersetzt wird! Da es damals noch keine Löffel gab, um aus der Schüssel Suppe oder Soßen zu schöpfen, bediente man sich breitgedrückter Fladen, die man - bei wohlhabenden Leuten - nach dem Gebrauch einfach unter den Tisch warf. Auch zum Abwischen der fettigen Hände benutzte man Brot - und auch das landete einfach unter dem Tisch, wenn man es sich leisten konnte.

An dieser Stelle der Geschichte läuft bei den Hörern Jesu folgender Gedankengang ab: dieser arme Hund ist von Gott gestraft, sonst erginge es ihm nicht so dreckig. Er - oder wenigstens seine Vorfahren - müssen schlimme Sünder sein, sonst würde Gott ihm das nicht angetan haben!

Merken Sie was?

Jesus erzählt nun nicht vom weiteren Schicksal eines frommen **Schriftgelehrten**, wie es die bekannte Volkserzählung tut, sondern von dem eines anscheinend **„gottverfluchten Krüppels“**! Und gerade der bekommt nach seinem Tod den Ehrenplatz zur Rechten Abrahams (das bedeutet nämlich „in Abrahams Schoß“! Gerade der genießt nun die höchste Ehre, gerade der ist nun an der Spitze der Gerechten! Typisch Jesus: ein echter Schock für die Zuhörer!

Und der Reiche? Genau wie in der Volkserzählung stirbt auch er und hat entsetzlichen Durst nach Wasser, das ihm - wie dem Zöllner Bar Ma'jan in der Volkserzählung - versagt bleibt. Um seinen Angehörigen dasselbe Los zu ersparen, erbittet er eine Erscheinung des toten Lazarus. Die Antwort Abrahams: „Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht!“ (Nebenbei bemerkt: auch alle Menschen unserer Zeit, die „Erscheinungen“ oder „Privatoffenbarungen“ für ihren Glauben brauchen, zeigen damit nur, wie wenig Vertrauen sie in die biblische Offenbarung haben!)

Und recht hat er: denn erinnern Sie sich an die Auferweckung des Lazarus (die Namensgleichheit ist sicher kein Zufall!), die das Johannesevangelium schildert? Gerade diese „Totenerweckung“ ist ja der Auftakt zum Todesbeschuß der Gegner Jesu! Nicht Bekehrung, sondern im Gegenteil Verstockung war die Folge!

Wie ist das nun: zeigt denn die Geschichte, daß Jesus für reiche Leute die Hölle, für Arme aber den Himmel vorsieht? Garantiert nicht! Auch sonst vertritt Jesus nirgends die damals so populäre Vergeltungslehre.

Oder will die Erzählung die Beschaffenheit von Himmel und Hölle schildern? Auch das nicht.

Allein die Tatsache, daß Jesus sich eines bekannten Erzählstoffs bedient, zeigt schon, daß er keine dogmatischen Lehraussagen über Himmel und Hölle machen möchte.

Es geht ihm hier um etwas völlig anderes. Die eigentliche Schuld des Reichen liegt nicht im guten Essen und Trinken - dagegen hatte Jesus nie etwas. Sie liegt auch nicht darin, daß er den Armen mißhandelt hätte - davon ist in der Geschichte überhaupt nicht die Rede. Nein, die Schuld besteht darin, daß er die Not des armen Teufels überhaupt nicht bemerkt, daß er völlig blind ist für das menschliche Leid, das sich da direkt vor seiner Nase abspielt.

Und solche Menschen **kommen** nicht in die Hölle - sie **sind** bereits in der Hölle! Obwohl ihnen äußerlich überhaupt nicht abzugehen scheint, fehlt ihnen doch das Allerwichtigste, das Entscheidende: Menschlichkeit, Mitleid, Barmherzigkeit, Nächstenliebe. Und ein Leben ohne Liebe ist ein Leben ohne Gott, ein Leben ohne Sinn, ein Leben in Kälte und Erbarmungslosigkeit. Die Hölle, im wahrsten und eigentlichen Sinn.

Und genau das ist die Gefahr des „ungerechten Mammon“: er verspricht viel und hält doch nichts - im Gegenteil: immer mehr möchte man haben, immer mehr möchte man sich bereichern! Ein endlos „brennender Durst“, eine Sucht, die nichts löschen kann, weil man auf die einzige Lösung nicht kommt, die einen aus dieser Hölle erretten kann.

Und diese Lösung haben wir im Evangelium des letzten Sonntags gehört: **„Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!“** - zu deutsch: Wenn du mit Hilfe von Geld glücklich werden willst, dann nur, wenn du damit anderen Menschen hilfst und sie dadurch glücklich machst. Dann werden dich die so gewonnenen Freunde „in die himmlischen Zelte aufnehmen“, dann **bist** du im Himmel, nicht erst im Jenseits - nein, schon jetzt!

AMEN

# Kirchweihsonntag

**Thema: Heilbringende Neugier**  
**Lesg./Ev.: Lk 19,1-10**  
**gehalten am 18.10.1998 10:30h**  
**von E. Gottsmann, OStR**

## Einleitung

Vor ein paar Tagen konnte man in unserer Tageszeitung ein Inserat lesen, das eine fundamentalistische Gruppe aus Heidelberg in Auftrag gegeben hatte. Darin wird die sogenannte Handkommunion verteufelt, als unwirksam, ja sogar als sakrilegisch bezeichnet; Priester und Kommunionhelfer werden „schlechte Verwalter“ genannt, die höchstwahrscheinlich auf ewig verdammt sind. Abgesehen von der fieser Methode, Zitate aus dem Zusammenhang zu reißen - was für ein Gottes- und Jesusbild steckt hier dahinter?

Die Menschenfreundlichkeit und Liebe Gottes, die in Jesus „greifbar“ geworden ist, wird darin geradezu auf den Kopf gestellt. Jesus, der Aussätzige umarmte; der sich von einer Hure berühren ließ und sie vor dem Pharisäer Schimon verteidigte; Jesus, der eine blutflüssige Frau heilte, obwohl sie ihn durch Berührung unrein gemacht hatte; Jesus, der Thomas nach der Auferstehung aufgefordert hatte, seine Wunden zu betasten - eben der soll sich uns versagen, nur weil wir ihn nicht mit der Zunge (die meist viel mehr sündigt als die Hand), sondern mit unseren Händen berühren?

Auch das Evangelium zum Kirchweihsonntag, das wir heute hören, zeigt die unglaubliche „Berührbarkeit“ Gottes, die Jesus demonstriert - und zwar gegen alle Moralvorstellungen seiner Umgebung. „Der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist“ (Lk 19,10) ist das Leitwort Jesu, und im Vertrauen darauf sprechen wir nun dankbar und bewußt unser Schuldbekenntnis.

## Predigt

Liebe Christen!

Nach einer alten Tradition hängt heute, an „Allerweltskirchweih“ aus dem Turmfenster die Kirchenfahne, volkstümlich „Zachäus“ genannt. Mir ist schon klar, daß dieser Brauch mit dem „Zachäus“ des heutigen Evangeliums zu tun hat, der auf einen Baum steigen mußte, um Jesus sehen zu können.

Was mir allerdings nie so ganz einleuchtend war: was das **Evangelium** mit dem Kirchweihfest zu tun haben soll. Freilich kann man sagen: genauso, wie auch der unwürdige Oberzolleinnehmer seinen Platz in der Gemeinschaft mit Jesus hatte, so ist auch bei uns jeder Sünder, jeder Gauner, jeder Rechtsbrecher, jeder Unsympath willkommen. Nur - in der Praxis haut das leider nicht hin. Wie viele sind allein schon durch das Kirchenrecht von der vollen Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen, wie beispielsweise Geschiedene, die wieder heiraten - ganz zu schweigen von der ablehnenden Haltung der Gläubigen selbst, die ganz und gar nicht jeden Sünder als „zugehörig“ akzeptieren.

Außerdem ist ja nicht Zachäus von Jesus zu einem Mahl eingeladen worden, sondern im Gegenteil hat sich Jesus von **ihm** einladen lassen, so daß auch hier der Bezug nicht herzustellen ist.

Oder soll diese Geschichte als Appell für uns dienen, es ebenso wie Christus zu machen? Gehen wir halt mal davon aus.

- - -

Hin und wieder scheint Jesus einen „Großen Bahnhof“, einen feierlichen Empfang bekommen zu haben, wie es zum Beispiel in der Palmenstadt Jericho geschehen ist.

Aber Welch ein Unterschied zu unseren europäischen Protokollen und Zeremonien: alles ist hier improvisiert, ein Durcheinander, ein Gedränge, Hochrufe; Geschrei von Bittstellern, die geheilt werden wollen - eine typisch orientalische Szene also.

In den Köpfen der **Prominenz** Jerichos spielt sich allerhand ab: Wenn der Wunderrabbi wirklich so geisterfüllt ist, dann ist gar keine Frage: er wird **mein** Haus mit seiner Gegenwart beehren!

Der Herr Bürgermeister ist davon überzeugt, weil ja jeder wissen muß, wie sehr er sich um die Kommunität verdient gemacht hat;

der Oberrabbiner, sozusagen der Stadtpfarrer von Jericho, ist davon überzeugt, weil ihn ja jeder als heiligmäßigen Mann anerkennt;

der internationale Herrscher ist davon überzeugt, weil jeder von seinen Millionen auf der Bank weiß.

Kurz: wer auch nur ein wenig Selbstwertgefühl und Bedeutung hat, rechnet fest damit, daß der Meister ihn seiner Gegenwart würdig hält!

Wer von vorneherein **nicht** damit rechnet, das ist zum Beispiel der Oberzöllner Zachäus. Er weiß zu gut, daß er „exkommuniziert“, aus der Gemeinschaft der strenggläubigen Juden ausgeschlossen ist. Natürlich ist auch er beschnitten, natürlich hält auch er sich an die Gesetze des Mose, soweit das bei seinem Beruf möglich ist - aber das nützt ihm alles nichts. Ein Mensch, der mit den Feinden zusammenarbeitet, indem er für sie Steuern eintreibt und eine bestimmte Summe abgeliefert, den Rest aber in seine eigene Tasche stecken kann, so ein Mensch kann bei den Rechtgläubigen nur verhaßt sein. Er spürt das täglich: die Leute wechseln die Straßenseite, wenn sie ihm begegnen; sie schauen in die Luft und pfeifen vor sich hin, um ihn nicht grüßen zu müssen; sie spucken verächtlich auf den Boden, wenn er dann an ihnen vorbei ist.

Wie gesagt: Zachäus, der Oberzöllner, der Volksschädling, der Römbling, der Halsabschneider kommt gar nicht auf den Gedanken, daß der berühmte Rabbi Jesus ihn auch nur eines Blickes würdigen könnte.

Aber neugierig, wie er ist, will er ihn doch wenigstens mal sehen. Und so ein Maulbeerfeigenbaum, eine Sykomore mit großen Blättern und dichtem Laub, bietet sich geradezu als Ausguck an: man kann sehen, ohne selbst gesehen zu werden! Ein idealer Platz für körperlich und seelisch Verkümmerte!

Wir wissen, wie die Geschichte weitergeht. Und wir ahnen auch, was für einen Skandal das Verhalten Jesu bei der Prominenz Jerichos ausgelöst hat. In deren Augen ist der Meister für alle Zeiten erledigt. Auf so einen Rabbi kann man verzichten, der die heiligsten Reinheitsvorschriften verletzt, indem er sich in das Haus eines Unreinen begibt und dort sogar noch speist! So einen Wundermann kann man vergessen, der die wichtigsten Leute der Stadt vor den Kopf stößt und das Gefühl jedes gläubigen Juden mit Füßen tritt.

Und Zachäus? Der weiß gar nicht, wie ihm geschieht. Es scheint Jesus völlig gleichgültig zu sein, mit welchen Methoden er, der Millionär, zu seinem Geld gekommen ist; er macht auch nicht die Spur eines Vorwurfs über seinen unmoralischen Lebenswandel! Zachäus spürt nur eins: dieser Mann mag mich, wie ich bin, trotz meiner Schattenseiten und meiner Vergangenheit. Und wenn Jesus, der gottgesandte, das tut - ob mich dann nicht auch Gott liebt, so wie ich bin?

Liebe Christen!

Das ist für mich der springende Punkt dieser Geschichte: Zachäus ändert sich nicht, weil ihm jemand ins Gewissen redet oder mit juristischen Mitteln zwingt - er ändert sich, weil er angenommen, akzeptiert, geliebt ist. Und vielleicht genügt es noch nicht einmal, daß ein einzelner Mensch ihm das vermittelt - er spürt durch das Verhalten Jesu, daß Gott selber es ist, der ihn in der Person Jesu bedingungslos und unverlierbar liebt, sozusagen durch Jesus hindurch.

Wie auch sonst im Neuen Testament, ist die Geschichte nicht etwa aus historischem Interesse aufgeschrieben. Sie ist auf **uns** hin erzählt! Und was Jesus dem Oberzöllner vermittelt hat, das können auch wir vermitteln. Auch uns sind die „Schlüssel der Himmelreiches“ anvertraut, mit denen wir nicht verschließen, sondern **öffnen** sollen. So, wie Jesus die verzeihende Liebe Gottes weitergeleitet hat, so können - und müssen! - auch wir sie weiterleiten. Jeder von uns hat seinen Zachäus (oder mehrere), den er mit guten oder scharfen Worten ändern möchte, oder den er schließlich links liegen läßt, weil „alles nichts nützt“!

Vielleicht versuchen wir es mal mit der Methode Jesu? Ändern wir mal nicht den **anderen**, sondern **uns selbst**, unser **eigenes Verhalten anderen gegenüber**! Vielleicht erleben dann auch wir das „Wunder des Zachäus“?!

AMEN

## 28. Jahressonntag

### Thema: Heil oder Heilung? Lesg./Ev.: Lk 17,11-19 gehalten 1992 in Eschenbach von E. Gottsmann, OStR

*Aussatz - Lepra. Chronisch verlaufende Infektionskrankheit, verursacht durch den Leprabazillus. Die Bazillen verursachen Granulationen in der Haut, so daß es zu Knotenbildung kommt, besonders im Gesicht, an Händen und Füßen. Die Knoten sind anfangs linsen- bis nußgroß und reihen sich oft traubenförmig aneinander, zuerst rot, später gelb und braun, oft geschwürig zerfallend, verschorfend und entstellende weiße Narben zurücklassend. Von dieser Form unterscheidet sich die Lepra glabra, bei der die Haut glatt bleibt; es tritt aber eine Nervenentzündung mit anfangs großen Schmerzen in gewissen Hautpartien ein; allmählich werden die Stellen empfindungslos und Pemphigusblasen treten auf, es folgt Brandigwerden der Haut und der tiefer gelegenen Gewebe und Knochen, so daß ganze Körperteile brandig abgestoßen werden; dabei fristen die Patienten oft lange Jahre ihr Leben. Soweit der praktische Arzt Dr. Karl Stauffer.*

Liebe Christen!

Genauso, wie man Lesung und Evangelium des heutigen Sonntags an sich vorüberziehen läßt, ohne auch nur ein bißchen gerührt zu sein, so hören wir auch die medizinische Beschreibung dieser schrecklichen Krankheit ziemlich unbeteiligt. Bei uns in Europa hört man gar nichts davon, und in afrikanischen und asiatischen Ländern, wo es sie immer noch relativ häufig gibt, scheint man sie mit modernen Präparaten einigermaßen in Griff zu haben - vorausgesetzt natürlich, daß die medizinische Versorgung auch gewährleistet ist.

In der Antike, also zur Zeit Jesu etwa, kam die Ansteckung mit Aussatz einem Todesurteil gleich. Egal, welcher Gesellschaftsschicht man auch angehörte - wenn Anzeichen von Lepra bemerkt wurden, trafen alle ohne Unterschied die gleichen Vorschriften:

„Der Aussätzige ... soll in zerrissenen Kleidern umhergehen, er lasse das Haupthaar ungepflegt, verhülle den Bart und rufe: Unrein! Unrein! ... Er soll abgesondert wohnen. Sein Bleiben sei außerhalb des Lagers“ - so heißt es im Buch Levitikus, Kapitel 13.

Im Mischnatraktat Negaim sind die Ansichten der großen Rabbinen über den Aussatz zusammengestellt. Das furchtbare Schicksal der Kranken drückt ein einziger Satz aus: „Vier werden einem Toten gleichgestellt: der Arme, der Aussätzige, der Blinde und der Kinderlose“.

Der Aussatz machte unrein, aber nicht nur das, was er berührte, seine Anwesenheit genügte schon, alles, auch ohne jede Berührung, an dem betreffenden Ort zu verunreinigen. „Wenn ein Aussätziger in ein Haus tritt, so sind mit dem Augenblick seines Eintretens alle Geräte darin unrein, selbst bis zum obersten Balken hinauf“ heißt es im erwähnten Buch.

Lepra galt auch als legitimer Scheidungsgrund.

Und das Furchtbarste war, daß diese Krankheit als eine unmittelbare Strafe Gottes erschien. Nach dem Urteil der Schriftgelehrten galt er als Strafe für Verleumdung, für Blutvergießen, für falschen Schwur, für Unzucht und Raub. Das war das Entsetzlichste für den Kranken, daß er sich auch als von Gott Verfluchter, als Verstoßener betrachten mußte. Von Rabbi Schimon ben Lakisch wird berichtet, daß er einen Aussätzigen mit Steinen bewarf und ihm zurief: „Geh an deinen Ort und beflecke nicht die Menschen!“

Und was tut Jesus? Bei Markus heißt es, daß er einen Aussätzigen berührte. Ja, mehr noch: das griechische Wort „haptesthai“ bedeutet: Jesus packte, umarmte den Aussätzigen. Für ihn ist der Kranke kein von Gott verfluchter Sünder, wie es die Rabbinen lehren. Im gehört vielmehr das Mitleid Gottes.

Auf diesem Hintergrund ist auch das heutige Evangelium zu verstehen. Menschen, die dem sicheren Tod geweiht sind, die von der Gesellschaft ausgestoßen sind und sich als Verfluchte vorkommen mußten, werden geheilt. Ein größeres Glück kann ein Mensch kaum erleben - und trotzdem: nur ein einziger kehrt dankbar zurück. Wie kann man so etwas begreifen? Ist eine solche Undankbarkeit überhaupt möglich? Und ausgerechnet ein von Juden verachteter Ketzler, ein Samaritaner, der erweist sich als dankbar; die frommen Juden dagegen weisen ein ausgesprochen schwaches Gedächtnis auf.

Wieder einmal zeigt sich, daß wir uns gern über Dinge entrüsten, die wir selber tun.

Setzen wir statt „Juden“ einmal „Christen“ ein; und sagen wir statt „vom Aussatz geheilt“: „mit heiler Haut davongekommen“, dann wird deutlich, daß wir selber diese neun Undankbaren sind. Wie oft schon ist etwas für uns glimpflich abgegangen, so daß uns ein Stein vom Herzen gefallen ist oder wir „Gottseidank“ geseufzt haben, ohne auch nur mit einem Gedanken an den zu denken, der hinter jeder Rettung und Hilfe steht.

Und noch ein letzter Gedanke: Alle zehn Aussätzigen wurden körperlich geheilt; aber nur einer hat auch eine innere Wandlung, also Heil, erfahren, weil er nicht bei der Heilung stehenblieb. Körperliche Heilung kann sogar vom Heil wegführen, nämlich dann, wenn der Mensch nur „etwas“ will und nicht in diesem „etwas“ Gott selbst. Jede Krankheit ist so gesehen eine Chance; entscheidend ist, ob die körperliche Heilung in ein neues Leben mit Gott hineinführt oder nicht. Beim dankbaren Samariter ist also mehr geschehen: er ist durch das Wunder zum Glauben an Jesus gekommen und hat dadurch ein Heil gefunden, das umfassender ist, als die Gesundheit des Leibes. AMEN

# 30. Jahressonntag

## Thema: Mit den Augen Gottes

Lesg./Ev.: Lk 18,9-14

Erstellt am 27.10.1995

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

Zwei Personen werden im heutigen Evangelium verglichen, die man geradezu als polare Gegensätze betrachten muß.

Der erwähnte **Pharisäer** ist ein wirklich frommer, untadeliger Mann, der keinen anderen Wunsch hat als den, daß ganz Israel heilig werden und Gott gehören solle. Er gehört zu einer Gruppe besonders ernsthafter, auf Gott hin lebender Menschen, die sich etwa hundert Jahre vor Christi Geburt zusammengeschlossen hatten. Damals, unter der Herrschaft der blutrünstigen Hasmonäer, sonderten sich diese Leute von der Masse der religiös oberflächlichen Mitläufer ab, und daher kommt auch ihre Bezeichnung: peruschim = die Abgesonderten. Diese wirklich respektable Vereinigung versuchte nun, durch zweimaliges Fasten in der Woche an der Entsühnung des Volkes mitzuwirken. Und obwohl nur für Getreide, Most und Öl eine Art Kirchensteuer zu entrichten war, zahlten die Pharisäer freiwillig für alles, was sie kauften, den zehnten Teil des Kaufpreises an den Tempel. Damit wollten sie stellvertretend für alle, die es damit nicht so ernst nahmen, diese heilige Pflicht erfüllen und so deren Schuld tilgen.

Der **Zöllner** dagegen gilt als fieser Typ, der als Steuereintreiber mit der römischen Besatzungsarmee zusammenarbeitet, seine Landsleute ausbeutet und in seine eigene Tasche wirtschaftet. Von den Frommen wird er mit Verachtung gestraft, denn das Gesetz des Mose anerkannte nur religiöse Steuern, so daß diese Kollaborateure und Vaterlandsverräter in den Augen der Juden schwer gegen Gesetz und Volksgemeinschaft sündigten.

Im alltäglichen Leben wären sich die beiden wohl kaum so nahe gekommen. Aber jetzt stehen diese ungleichen Gestalten beide gemeinsam im Tempel und beten. Und das ist auffällig: irgend etwas im Leben des Zöllners muß aufgebrochen sein, sonst wäre er nicht zum Gebet in den Tempel gekommen. Der Pharisäer müßte da eigentlich stutzig werden. Vielleicht ist dieser Sünder da mehr als nur ein Betrüger oder ein Bösewicht? Er ist ja auch ein Kind Gottes, von ihm gerufen und unverlierbar geliebt!

Aber der Pharisäer ist wie mit Blindheit geschlagen. Er will nicht wahrhaben, daß Gott es ist, der diesen Sünder zu sich in den Tempel geführt hat. Er kann und will nicht verstehen, daß Gott auch das Herz eines Zöllners bewegen kann, weil der Macht seiner Liebe auf Dauer nichts widerstehen kann. In seinen Augen ist für einen solchen Menschen kein Platz im heiligen Israel.

Bei all den sehr ehrenwerten Versuchen, die Gebote genau zu halten und möglichst sündenlos zu sein, hat der Pharisäer eines, das Wichtigste, vergessen: er hat vergessen, den Menschen mit den Augen Gottes zu sehen. Und die Augen Gottes sind die Augen der Liebe - weil Liebe und Gott ein und das selbe sind.

Er bleibt bei dem, was er äußerlich sieht: dieser Mann ist ein öffentlicher Sünder. Er erkennt nicht, was der in den Augen Gottes ist: ein Kind Gottes, das zum Vater zurückfinden will.

An dieser Stelle muß ich wieder einmal eine Korrektur anbringen. In der Einheitsübersetzung heißt es knallhart: „Ich sage euch: dieser kehrte als Gerechter nach Hause zurück [und damit meint Jesus den Zöllner], **der andere nicht** [hier ist der Pharisäer gemeint]. Ich weiß nicht, wo diese Leute Griechisch gelernt haben; denn jeder, der einigermaßen mit dieser Sprache vertraut ist, weiß, daß par' ekeinon ein Komparativ ist, also wörtlich: „über jenen hinaus“. So muß diese Stelle wörtlich heißen - und das entschärft das Wort Jesu entscheidend: „Dieser ging gerechtesprochen hinab in sein Haus - **mehr** als jener“! Oder mit anderen Worten: „Dieser steht vor Gott besser da als jener.“ Und das ist doch ein gewaltiger Unterschied!

Auch für uns Heutige ist die schwierigste, unverständlichste aller Botschaften Jesu: Gott liebt **jeden**; den Sünder genauso wie den Gerechten, ja den Sünder sogar noch mehr, weil der ja auch mehr Liebe nötig hat. Aber unsere menschlicher Gerechtigkeitsvorstellung ist einfach zu stark in uns verwurzelt, als daß wir von ihm absehen könnten. Für uns gilt: wer mehr sündigt, der gehört mehr bestraft; wer mehr Gutes tut, der gehört mehr belohnt. Daß **beide**, Gerechte und Sünder, keinen Anspruch auf irgend etwas haben, das will uns einfach nicht in den Sinn, und auch nicht, daß Gott **beide**, Gerechte und Sünder unverdient mit allem beschenkt, was sie brauchen.

Wie haben sich die Weinbergсарbeiter der ersten Stunde erregt, als sie den gleichen Lohn bekamen - nämlich die Lebensmöglichkeit für einen ganzen Tag - als die Kollegen, die erst ein paar Stunden gearbeitet hatten - und sie dachten nicht daran, daß sie noch immer auf dem Marktplatz stehen würden, hätte sie der Herr nicht unverdienterweise in den Weinberg geholt.

Und wie hat sich der zweite Bruder erregt, als der Vater die Rückkehr des „Verlorenen Sohnes“ mit einer Riesenparty feierte - dabei vergaß er völlig, daß auch er unverdienterweise vom Vater beschenkt wird, täglich aufs neue.

Und wie werden **wir** uns aufregen, wenn wir einmal bemerken müssen, daß auch der oder jener „miese Charakter“, den wir schon längst in der Hölle sahen, die ganze, ungeteilte Liebe Gottes, das Glück des Himmels, geschenkt bekommt - und denken nicht daran, daß auch wir unverdienterweise die Seligkeit in und mit Gott erfahren dürfen.

Wer weiß - vielleicht weigert sich dann der eine oder andere, mit diesem Sünder zusammen im Himmel zu sein - und merkt gar nicht, daß er dadurch nicht im Himmel, sondern in der Hölle ist.

AMEN

# Allerheiligen 1998

## Thema: Allerheiligen von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

In einem Lexikon finden wir unter dem Stichwort **heilig**: „Erhaben über alles Irdische; fromm, von Gottes Geist erfüllt; geheiligt, von der Kirche heiliggesprochen; in tiefster Seele ernst, unverletzlich, unantastbar, verehrungswürdig.“

Ein theologischer Fachmann scheint diesen Absatz nicht geschrieben zu haben. „Erhaben über alles Irdische“ - die typische Klischeevorstellung von Menschen, die mit diesem schlechten, sündhaften Leib, mit dieser schlechten sündhaften Welt nichts zu tun haben wollen - und das soll christlich, heilig sein? Und „von der Kirche heiliggesprochen“: was ist mit den unzähligen anderen, die nicht in den Heiligenkalender aufgenommen wurden? Weiter: „in tiefster Seele ernst, unverletzlich, unantastbar“ - und was ist zum Beispiel mit meinen beiden Lieblingsheiligen, Don Bosco und Thomas Morus, die geradezu von Humor sprühten, die nicht nur scherzhafte Worte, sondern sogar recht übermütige Streiche gespielt haben? Nein, das Wesentliche fehlt in diesem Artikel.

Was also ist nun ein Heiliger?

Vielleicht kann uns da die Heilige Schrift weiterhelfen. Paulus nennt oft in seinen Briefen alle Christen - und zwar die lebenden, nicht etwa die Verstorbenen - „Heilige“. So gesehen ist also ein Heiliger einfach ein Christ, ein Mensch, der mit Gott verbunden ist. Daraus würde folgen, daß unter uns viele Heilige sind, vielleicht mehr, als wir glauben.

Allerdings, wenn jemand so ganz unserer Vorstellung von heilig entspricht, also sanftes Getue, himmelwärts gerichteter Blick, Eiferer für die „wahre Lehre“, zwei Meter über der Realität schwebend, dann ist es bestimmt kein Heiliger im christlichen Sinn. Wenn Heilige unter uns leben, dann sieht man ihnen das kaum an. Heilige waren und sind immer Leute mit beiden Füßen auf dem Erdboden. Sie reden nicht fromm und salbungsvoll daher - sie handeln. Und zwar so, daß sie den Weg Gottes nie aus dem Auge verlieren.

Und **was** der Weg Gottes ist, das zeigt wiederum Jesus in plastischer Weise.

Er knallt niemandem das Kirchenrecht auf den Kopf - im Gegenteil; gerade die Menschen, die außerhalb des „Gesetzes“ stehen, nimmt er an, nimmt er ernst - **und dadurch macht er sie heil.**

Er schließt keinen aus der Gemeinschaft aus - im Gegenteil; gerade den Menschen, die außerhalb der Gesellschaft stehen, den Outsider, den „Aussätzigen“ und Verachteten, sagt er die Vergebung und Liebe Gottes zu, ißt mit ihnen, berührt sie - **und dadurch macht er sie heil.**

Und vor allem: er schließt keinen aus der Gemeinschaft **mit Gott** aus; im Gegenteil: er wird nicht müde, den Menschen mit Schuldbewußtsein, mit Verdammungsängsten und mit Zweifeln, von Gott geliebt zu sein die bedingungslose und unverlierbare Liebe Gottes zuzusprechen - **und dadurch macht er sie heil.**

Warum kann er das tun? Warum fühlen sich die Menschen in seiner Gegenwart wohl, wieder gesund, wieder lebensfroh?

Ich bin überzeugt, daß er das nur tun kann, weil er selbst im Innersten heil und in Ordnung ist. Wie könnte er sonst andere heil machen, wenn er selbst in sich gespalten, unzufrieden, unglücklich wäre? Aber weil er sich von Gott geliebt weiß, weil er sich mehr als jeder andere Mensch mit Gott verbunden und in ihm geborgen fühlt, deshalb ist er innerlich ganz, harmonisch und ausgeglichen - mit einem altdeutschen Wort eben „heil“. Wer aber „heil“ ist, der kann auch andere „heilen“, „heilmachen“ - und genau das meint das altdeutsche Wort „heil-ig“. Heil-igen, das heißt: heilmachen, in Ordnung bringen, in Harmonie bringen - und zwar dadurch, daß man selbst im Einklang mit Gott - und dadurch mit sich selbst - ist.

So, wie Gott heil-ig, heilend, in Ordnung bringend, ist, so sollen auch wir heil-ig, heilend, in Ordnung bringend sein: „Seid heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist!“

Das heißt nicht: vollkommen sein wie Gott. Da wären wir alle rettungslos überfordert. Wenn wir es aber recht, im Wortsinn, verstehen, dann kann jeder von uns heilig sein, wenigstens zeitweise und immer wieder. Und umgekehrt: wer zerstört, seelisch oder materiell kaputt macht, der ist gewiß nicht heilig, sondern im wörtlichen Sinn „diabolisch“ (denn das griechische diabolos heißt nichts anderes als der, der durcheinander-, auseinanderbringt, kaputtmacht).

Was soll aber der Brauch der Kirche, verschiedene Menschen selig- oder heiligzusprechen?

Es hat immer Menschen gegeben, die andere heil gemacht haben und schon zu Lebzeiten, aber vor allem auch nach dem Tod von vielen als Vorbild verehrt wurden. Und damit kein Wildwuchs in der Verehrung von Verstorbenen entstehen kann, prüften kirchliche Beauftragte immer wieder das Leben von solchen Menschen. Oft hat daraufhin die Kirche untersagt, den oder jenen weiterhin zu verehren. Häufiger hat sie offiziell bestätigt, daß dieser oder jener diese Verehrung verdient, also als Vorbild eines christlichen Lebens in Frage kommt. Diese Vorbilder wurden dann unter feierlichem Zeremoniell im Petersdom selig- oder heiliggesprochen - sozusagen zur Verehrung freigegeben - wie wir es ja vor ein paar Jahren bei Adolph Kolping miterleben konnten. Heiligspredung bedeutet zusätzlich zur Seligsprechung, daß auch noch ein Gedächtnistag im Kirchenkalender bestimmt und ein eigenes Meßformular erarbeitet wird.

Ab und zu wird der Heiligenkalender überarbeitet. So ist es erst vor einigen Jahren geschehen. Das heißt aber dann nicht, daß einige Heilige „abgeschafft“ wurden. Man darf sie weiterhin verehren, und sie stehen auch weiterhin im Heiligenkalender. Lediglich aus dem liturgischen Kalender wurden sie entfernt, um die eigentlich wichtigen Feste, die Herrenfeste, stärker hervortreten zu lassen. Also bitten sie ruhig weiterhin um den Schutz und die Fürsprache des Heiligen Christophorus, dem Patron der Autofahrer, oder zum Drachentöter Georg, dem Patron der Pfarrhaushälterinnen, auch wenn es keinen Meßtext mehr über diese Heiligen gibt.

Es hat sich damit nichts an der Heiligenverehrung geändert. Weiterhin bieten uns Menschen, die als Lebende wie als Verstorbene mit Gott verbunden sind, ihre Hilfe und ihre Fürbitte bei Gott an, sie helfen uns, heil zu werden, wieder in Ordnung, wieder mit Gott in Verbindung zu kommen. Und wenn wir heute **alle** Heiligen, ob bekannt oder unbekannt, mit einem eigenen Fest ehren, dann denken wir zugleich an unsere eigene Zukunft beim Herrn, wo alles Trennende, Unheilvolle, Krankmachende für immer beseitigt ist.

AMEN

# 33. Jahressonntag

**Thema: Wann beginnt die Endzeit?**

**Lesg./Ev.: Lk 21,5-19**

**gehalten am 15.11.98**

**von E. Gottsmann, OStR**

*Es tut mir leid, Ihnen eine schreckliche Mitteilung machen zu müssen: die wunderschöne Stadt Nürnberg wird untergehen! Ich könnte Ihnen auf Anfrage sogar genaue Einzelheiten nennen, beispielsweise: das Dürerhaus wird einer Ruine gleichen, Lorenz- und Sebalduskirche werden völlig ausgebrannt sein - ja 90% aller Häuser des historischen Stadtkerns werden völlig zerstört sein. Und wann findet dieses grauenvolle Inferno statt? Genau am 2. Januar 1945.*

Liebe Christen!

Bitte fühlen Sie sich jetzt nicht von mir auf den Arm genommen - ich habe nämlich nichts anderes getan als Lukas, der Autor des heutigen Evangeliums. Mehrere Jahre, **nachdem** der Tempel und die Stadt von Jerusalem dem Erdboden gleichgemacht wurde, hat er diese „Weissagung Jesu“ niedergeschrieben!

Die Vorhersage ist also zur Zeit der Niederschrift längst eingetroffen, und ein vaticinium ex eventu, eine Weissagung im Nachhinein, ist doch wahrlich keine Kunst!

**Markus** dagegen, auf den sich Lukas stützt und den er teilweise wörtlich übernommen hat, schrieb sein Evangelium wahrscheinlich schon einige Jahre **vor** der Katastrophe des Jahres 70 nC. Und da wird die Sache schon interessanter. Wenn bei ihm Jesus von der Zerstörung des Tempels spricht, dann liegt die Erfüllung dieser Vorhersage tatsächlich noch in der Zukunft!

Konnte also Jesus die Zukunft vorhersagen? „Klar konnte er, er war doch Gottes Sohn!“ argumentieren vermutlich die meisten „Christgläubigen“. Aber so einfach ist die Sache nicht. Auch Jesus wußte nicht alles, so sehr diese Vorstellung manche Naivlinge schockieren mag. Er wußte beispielsweise nicht, , wann er einst wiederkommen würde: „Doch jenen Tag und jene Stunde kennt niemand, auch nicht die Engel im Himmel, nicht einmal der Sohn, sondern nur der Vater.“, so heißt es noch bei Markus (vorsichtshalber hat Lukas diese Stelle einfach ausgelassen). Es gibt noch weitere Passagen, wo Jesus Mitteilungen empfängt oder Fragen stellt - der spätere Lukas läßt solche Stellen weg oder verändert sie, um den Eindruck von Jesu Allwissenheit zu erwecken. Und daß Jesus, wie viele andere aufmerksame Zeitgenossen auch, sich den Untergang Jerusalems an den zehn Fingern abzählen konnte, das weiß jeder, der ein wenig Ahnung hat, wie die politische Situation im damaligen Palästina beschaffen war: die radikalen Fundamentalisten, Zeloten oder Sikarier genannt, reizten nämlich die Römer immer und immer wieder durch Aufstände, Attentate und heimtückische Überfälle, so daß es nur noch eine Frage der Zeit war, wann die Besatzer die Geduld verlieren und reinen Tisch machen würden. „Wer zum Schwert greift, kommt durch das Schwert um“, sagt Jesus, und

warnt seine Landsleute immer wieder vor der drohenden Katastrophe: „Wenn du es doch an diesem Tag erkennen würdest, was dir zum Frieden dient!“

Wie die alttestamentlichen Propheten auch will Jesus keine Ängste schüren, sondern sein Volk vor der großen Katastrophe bewahren! Dabei hat er wirklich keine Ahnung von Einzelheiten; denn im Markusevangelium spricht er davon, daß alles **niedgerissen** wird, wo doch der Tempel in Wirklichkeit **niedergebrannt** wurde! Nein, nicht Details sind Thema seiner Warnung, sondern - modern ausgedrückt - Trendlinienanalysen! Mit anderen Worten: „Wenn ihr so weitermacht, dann läuft die Sache in den Graben, wie immer der Graben auch aussehen mag!“

Und das ist der große Gegensatz zu den „falschen Propheten“, vor denen Jesus so eindringlich warnt. Diese Angeber behaupten nämlich, genaue Details, ja sogar den genauen Zeitpunkt zu wissen; und die Frechheit geht manchmal sogar so weit, daß sie in Jesu Namen auftreten und behaupten, sie hätten diese „Offenbarungen“ von ihm selbst! Dabei können sie mit der merkwürdigen Tatsache rechnen, daß die Leute Fehlprognosen einfach vergessen, sich aber an Zufallstreffer sehr gut erinnern!

Das Schlimme an der ganzen Geschichte ist, daß sie es geschickt verstehen, Ängste der Leute zu schüren, die besonders an Jahrhundert- oder Jahrtausendwenden verstärkt aufzutreten pflegen. Dabei hat es immer schon Kriege, Erdbeben, Seuchen, Hungersnöte und andere Katastrophen gegeben. Und jede Zeit sieht solche Ereignisse als Vorzeichen des Weltunterganges an, jede Generation glaubt, gerade sie stünde nun unmittelbar vor dem Ende.

Ich kann einfach nicht verstehen, wie gerade „gläubige Christen“ diese klaren Aussagen Jesu ignorieren können. Wenn ein „Nostradamusexperte“ oder ein „Mühlhiaslanhänger“ genaue Angaben zum Weltenende macht, dann nehmen sie das sofort für bare Münze; und wenn gar ein hysterisches Weiblein, das furchtbar gern im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehen will, solche Offenbarungen von Jesus selbst erhalten haben will, dann bildet sich sofort eine neue Religionsgemeinschaft mit dem Anspruch auf Exklusivität!

All das lenkt nur vom Eigentlichen ab, von dem, was die Botschaft Jesu wirklich sagen will:

„Kriege, Naturkatastrophen, Verfolgungen und Verrat in den eigenen Reihen hat es immer gegeben und wird es immer geben. Laßt euch davon nicht verrückt machen! Und vor Menschen, die diese natürlichen Ängste noch schüren - manche sogar unter Berufung auf mich - hütet euch wie der Teufel vor dem Weihwasser! Nein, bleibt nüchtern und kritisch; und vor allem: bewahrt euer Gottvertrauen! Haltet euch an Gott fest, auch und gerade in solch kritischen Situationen! Dann ‘wird euch kein Haar gekrümmt werden’, oder anders ausgedrückt: dann kann euch im Grunde gar nichts passieren, weil ER Welt und Geschichte in Händen hält.

AMEN

# Christkönigsfest

## Thema: Verlangt Gott den Tod Jesu?

Lesg./Ev.: Lk 23, 35-43

gehalten am 22.11.1998

von E. Gottsmann, OStR

Liebe Christen!

In einem illustrierten Geschichtsbuch habe ich ein Bild gefunden, an das ich nur mit Schauern denken kann: drei Männer hängen da mit schiefem Hals und herausgestreckter Zunge an einem improvisierten Galgen, mit einem riesigen Schild um den Hals: „Ich bin ein Verräter“. Jedem, der an dieser Hinrichtungsstätte vorbeikam, sollte bekannt werden, warum diese drei Menschen sterben mußten.

Solch eine Tafel, „titulus“ genannt, verwendeten auch die Römer bei ihren Hinrichtungen - und auch bei der Kreuzigung Jesu. In drei Sprachen, wie es im Neuen Testament bestätigt wird, wurde der Hinrichtungsgrund angegeben: „Jeschua' nazoraja malka di\_jehudaje“ lautete er wahrscheinlich auf aramäisch, „hic est rex judaeorum“ auf lateinisch und „ho basileús tön judaíōn“ auf griechisch, wie man mittlerweile rekonstruiert hat. Nach römischem Recht mußten ja drei Daten auf dem titulus vermerkt sein: der Name des Verbrechers, seine Herkunft und seine Schuld.

Wenn das so ist, dann wurde Jesus eindeutig als Messiasanwärter hingerichtet, als selbsternannter jüdischer König - und das ist gleichbedeutend mit „Rebell gegen die Römer“.

Uns wird heute gar nicht mehr bewußt, daß sich der Judenhasser Pilatus mit diesem Text ein „nettes, kleines Späßchen“ erlaubte. Die jüdische Obrigkeit hatte ja Jesus gerade **nicht** als Messias anerkannt; und nun mußte sie ohnmächtig mit ansehen, wie der aus „Staatsraison“ den Römern ausgelieferte Jesus ebendiesen Titel bekam. Kein Wunder, daß es sofort Proteste hagelte, die Pilatus bekanntlich mit dem Satz: „Quod scripsi, scripsi“ - „Was ich geschrieben habe, das bleibt!“ beiseitefegte.

Jahrhundertlang haben sich Theologen den Kopf zerbrochen, warum dieser Messias König, der ja unserer christlichen Überzeugung nach ganz von Gott erfüllt ist, den brutalen Kreuzestod auf sich genommen habe. Und das noch dazu freiwillig, wie manche Äußerungen der Evangelisten nahelegen!

Ausgerechnet die abstruseste Erklärung für den Kreuzestod Jesu scheint sich durchgesetzt zu haben - ich habe es noch selber im Religionsunterricht gelernt: Die Sünden der Menschen seien im Angesicht Gottes so unendlich groß, daß sie kein Mensch mehr sühnen könne, nur noch Gott selbst. Die **Gerechtigkeit** Gottes **verlange** aber nach dieser Sühne, und deshalb habe er seinen Sohn - im Grunde sich selbst - als stellvertretendes Opfer hingegeben, damit er - der einzige Sündenlose! - sich für die Sünder hingebe und dadurch Verzeihung erwirke. Auf diese Weise **komme auch die Liebe Gottes** zu den Menschen **zum Zug**.

So etwa lautet die „Satisfaktionstheorie“ des Anselm von Canterbury, der im 11. Jahrhundert gelebt hat.

Noch heute halten sich viele Theologen an diese Vorstellung, und sie denken kaum darüber nach, wie sehr sie dem zuwiderläuft, was uns Christus über Gott sagt. Achten Sie doch einmal darauf, wie oft liturgische Texte und Kirchenlieder diesen Sühnegedanken aufgreifen!

Woher kommt denn diese Vorstellung überhaupt?

Sicher ist sie zuallererst in der natürlichen religiösen Anlage des Menschen begründet. Schlechtes Gewissen einer höheren Macht gegenüber können einen leicht auf den Gedanken bringen, daß man für seine Verfehlungen sühnen muß - und aus der Religionsgeschichte kennen wir tatsächlich unzählige Beispiele, daß diese fällige „Genugtuung“ auch wirklich durch Tier- und Menschenopfer geleistet wurde, sozusagen stellvertretend für den Sünder.

Auch im Glauben der Israeliten bis hin zum jüdischen Tempelkult hat das Sünd- oder Bußopfer, das für freiwillig begangene Sünden dargebracht werden mußte, eine große Rolle gespielt. Dabei wurde dem Blut des Opfertieres - eines Stiers oder Schafbocks - eine besondere sühnende Kraft zugeschrieben: es wurde gegen den Tempelvorhang gesprengt, die Hörner des Räucheraltars wurden damit eingerieben, der Rest wurde am Fuß des Brandopferaltars ausgegossen. Ohne Blutvergießen keine Vergebung! Das war die fest eingefahrene Vorstellung des jüdischen Denkens.

Gerade in dieser Hinsicht aber hat Jesus durch seine Predigt vom himmlischen Vater mit den herkömmlichen Vorstellungen gebrochen. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn, dem der Vater bei seiner reuigen Rückkehr bedingungslos verzeiht, und auch das Verhalten Jesu Sündern gegenüber zeigt: nichts anderes als die **Liebe Gottes** veranlaßt ihn, täglich nach dem Ausschau zu halten, der sich von ihm entfernt hat, und ihn mit offenen Armen zu empfangen und bedingungslos zu vergeben, wenn er nur freiwillig zu ihm zurückkehrt. **Das** ist die frohe Botschaft, die Jesus nicht müde wird zu verkünden - und diese Botschaft hält er auch in brutalster Behandlung durch - bis zu seinem Tod.

Deutlicher kann man es nicht zeigen! **Da Jesus völlig in Übereinstimmung mit Gott lebt** - genau das bedeutet „**Gottes Sohn**“ in jüdischer Ausdrucksweise -, macht er deutlich: **Gott selbst**, die Liebe in Person, **liefert sich den Menschen völlig aus**; er nimmt sie so an, wie sie sind, mit aller Bosheit und Gemeinheit; er nimmt es auf sich, daß sie ihn fertigmachen - und er wehrt sich nicht einmal dagegen.

Alle Menschen sehnen sich danach, absolut und unverlierbar geliebt zu sein; auch dann - und vor allem dann -, wenn sie ganz und gar nicht liebenswert sind. Genau diese bedingungslose Liebe zeigt Gott durch den Menschen Jesus: du kannst mich anspucken, du kannst mich zerfleischen, du kannst mich annageln - aber du kannst meine Liebe zu dir nicht zerstören.

Umgekehrt zeigt aber der am Kreuz Hängende auch das: Zu so etwas seid ihr Menschen fähig! Obwohl ihr so nach Liebe verlangt, macht ihr einen, der euch eben diese Liebe entgegenbringt, brutal fertig. Der Haß der Finsternis gegen das Licht, der Lieblosigkeit (und damit Gottlosigkeit) gegen die Liebe (und damit gegen Gott) wird hier so offenkundig, daß man es nicht mehr verdrängen oder sich selbst anlügen kann. Das Kreuz zwingt zu einer Entscheidung! **Für** Gott, und damit für die Liebe, für das Leben, für das Glück - oder **gegen** Gott, und damit gegen die Liebe, gegen das Leben, gegen das Glück.

Gehen wir einmal von uns selbst aus. Jeder von uns mag bestimmte Menschen besonders gern. Gerade ihnen verzeiht man eine Menge und läßt Dinge durchgehen, die man einem weniger geliebten kaum gestatten würde. Aber unbegrenzt würden wir auch an diesem geliebten Menschen nicht festhalten; irgendwann hat er unsere

Zuneigung ausgereizt, irgendwann hat er so gehörig mit seinem Fehlverhalten übertrieben, daß einfach Schluß ist! Alles hat seine Grenze, und jetzt ist sie einfach erreicht. Die anfängliche Liebe schlägt in Enttäuschung, vielleicht sogar Haß um - der andere ist bei mir bis in alle Ewigkeit unten durch! Wir würden das alle verstehen können, denn so eine Reaktion ist einfach menschlich.

Auf diesem Hintergrund wird erst so richtig deutlich, daß das Verhalten Jesu eigentlich nicht mehr „menschlich“ genannt werden kann. Selbst am Kreuz verzeiht er den höhnisch spottenden religiösen Würdenträgern, dem höhnenen Mitgekreuzigten, den gefühllosen römischen Soldaten, den feigen Freunden, die vorher so groß getan haben: „Ich würde dir sogar in den Tod folgen!“, und die nun spurlos verschwunden sind. Einer davon - der erste Papst - wollte nicht einmal mehr etwas mit ihm zu tun haben: „Ich kenne diesen Menschen nicht!“.

Diese Liebe Jesu, die er so hartnäckig und unter allen Umständen durchhält, ist - wie gesagt - nicht mehr menschlich. So kann nur Gott lieben: bedingungslos, unbegrenzt, ausnahmslos. „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn!“ - so jemand kann nur die Verkörperung Gottes sein, wie selbst ein Heide, ein römischer Hauptmann, erkennen muß.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ hatte Jesus kurz vorher zu Pilatus gesagt. Mit anderen Worten: meine Königsmacht sieht anders aus als die eure, die auf Gewalt und Zwang aufbaut! Meine Macht ist die Macht der Liebe, die zwar ohnmächtig erscheint; die durch Gewalt scheinbar leicht besiegt werden kann; die niemals mit Zwang und Druck arbeiten kann - die aber letztlich alles besiegen wird, selbst den Tod.

AMEN